



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 10. Januar.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal
bei sämtlichen Postämtern M. .20 pro Quartal
Preis der einzelnen Nummer 10 Pfg.



Die Tochter des Commerzienraths.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Leopold hielt die Hand der Gräfin lange in der feinen, Grasmann blickte seine Frau verstohlen an und lächelte bedeutungsvoll. „Was ich that, war nicht der Rede werth,“ erwiderte Leopold, „ich bitte Sie, sprechen Sie nicht mehr davon. Ich glaubte Sie würden den Winter in Italien zubringen?“

„Das war auch unsere Absicht, aber mein Gatte fühlte sich nicht heimisch in dem sonnigen Lande.“

„Und Sie, gnädige Frau?“

„Offen gesagt, ich habe nicht viel von den Schönheiten Italiens gesehen, wir sind nur in Rom gewesen, und dort fehlte mir das rechte Verständniß für die Ruinen aus früheren Jahrhunderten.“

Leopold nickte, er kannte Rom, er fragte nach Diefen und Jenem und erklärte ihr Manches, was ihr fremd geblieben war, und aus ihren Antworten erkannte er bald, wie wenig ihr Gatte sich um sie bekümmert hatte.

So entspann sich zwischen den Beiden eine lebhafte und interessante Unterhaltung. Grasmann und Fränzchen hörten zu und wechselten manchen verstohlenen Blick miteinander.

Endlich erhob sich Hermine, ein Gefühl des Bedauerns darüber, daß sie diesen traulichen Kreis verlassen mußte, beschlich sie, aber sie durfte nicht länger bleiben, der Abend war schon weit vorgerückt, und um diese Stunde pflegte ihr Gatte heimzukommen, um nach dem Abendtisch sich wieder zu entfernen.

„Ich sollte ja über irgend etwas entscheiden,“ wandte Fränzchen sich jetzt zu ihrem Manne, der ebenso wie Leopold sich mit der Gräfin zugleich erhoben hatte.

„Daß nur, ich komme später darauf zurück,“ erwiderte er abwehrend, und sie las in seinem Blick, daß Hermine nichts davon erfahren sollte; „es hat keine Eile, und es kann auch nichts schaden, wenn Du Deine Neugier bezwingen lernst.“

„Und es wird Dir auch nichts schaden, wenn Du als galanter Cavalier die Frau Gräfin nach Hause geleitest,“ scherzte sie, „vielleicht lernst Du auf diesem Wege noch Höflichkeit.“

„Na na! Nun laß genug sein des grausamen Spiels, denn allzu straff gespannt zerspringt der Bogen,“ lachte er; „übrigens bedurfte es dieser Aufforderung nicht, Schak, ich weiß, was ein Herr den Damen schuldet.“

Hermine konnte die Begleitung nicht ablehnen, es war schon zu spät geworden, als daß sie allein durch die belebten Straßen hätte gehen dürfen, aber so ganz angenehm war es ihr doch nicht, daß nun auch Leopold Friedeberg sich anschloß unter dem Vorwande, ein Geschäftsgang nöthige ihn, denselben Weg zu machen.

Sie nahm von Fränzchen in herzlichster Weise Abschied und forderte das Versprechen von ihr, schon am nächsten Tage sie zu besuchen; ein Versprechen, das Fränzchen schon deshalb gerne gab, weil sie begierig war, die Aussteuer der Freundin zu sehen und zu bewundern.

Vielleicht bot sich ihr dann auch Gelegenheit, den Grafen Saratow persönlich kennen zu lernen, den sie jetzt schon haßte.

Unterwegs brachte Leopold nochmals die Rede auf Italien, er fand offenbar kein anderes Thema, über das er sich mit seiner schönen Begleiterin unterhalten konnte, und Grasmann schien es darauf abgesehen zu haben, ihm allein die Pflichten der Unterhaltung zu überlassen.

Hermine war jetzt wortfarg, sie hörte zu und warf selten eine Frage auf, und als im Laufe des Gesprächs Leopold die Aeußerung fallen ließ, ihr Gatte sei ein schlechter Cicerone gewesen, vertheidigte sie den Grafen mit kurzen aber ernsten Worten, so daß er nicht wagen durfte, weitere Bemerkungen daran zu knüpfen.

Sie waren schon in der Straße angelangt, in der Hermine wohnte, als sie plötzlich sich den Grafen gegenüberfanden.

Saratow blieb stehen, seine Züge verzerrten sich, als er Leopold erkannte, er achtete nicht auf seine Gattin, die den Mann ihrer Freundin vorstellte.

„Ich habe Dich zu Hause vergeblich gesucht,“ sagte er mit mühsam erzwungener Ruhe, „wenn es Dich vielleicht drängte, dem Herrn zu danken, so hätte das auch schriftlich geschehen können; man muß die Rücksichten, die man seinem Stande schuldig ist, stets zu wahren wissen.“

„Gut gebrüllt, Löwe,“ spottete Grasmann. Leopold aber, dem das Blut heiß in die Stirne gestiegen war, trat dem Grafen näher und sah ihn fest in die Augen.

„Ich sagte Ihnen schon damals, daß ich keinen Dank beanspruche,“ erwiderte er in einem Tone, der eine leise Drohung durchblicken ließ, „gleichwohl fordere und erwarte ich von Ihnen die Höflichkeit, die ein gebildeter Mann auch von einem wirklichen Grafen verlangen darf. Wenn ich es mit dem gelindesten Worte bezeichnen soll, so finde ich es unhöflich, daß —“

„Bitte, geben Sie sich keine Mühe weiter,“ unterbrach Saratow ihn höhnisch, „es wäre mir lieb, wenn Sie unsern Weg nicht mehr durchkreuzen wollten; meine Gemahlin scheint leider nicht an den Alerger gedacht zu haben, den Sie und Ihr Assocé ihrem Vater bereiteten. Gehorsamer Diener, meine Herren!“

Er bot seiner Gattin den Arm, Leopold begegnete dem Blick Hermine's, der mit einem flehenden Ausdruck ihn streifte, er nahm mit einer tiefen Verneigung Abschied von ihr, dann wandte er sich um.

„Was sagen Sie nun?“ fragte Grasmann entrüstet. „Dieser Russe ist ein Barbar, ich hätte ihn mit der Knute züchtigen mögen. Eine glückliche Ehe führen die Beiden nicht, das ist undenkbar.“

Leopold schwieg, er fürchtete einen gewaltthätigen Ausbruch des Sturmes, der in seinem Innern tobte, wenn er jetzt seinen Gefühlen Worten ließ. Aber zugleich fühlte er auch das zwingende Bedürfniß, dem Freunde den Verdacht mitzutheilen, den er über den Grafen Saratow hegte, um mit ihm über die Schritte zu berathen, durch die er sich Gewißheit verschaffen konnte.

„Ich glaube, dieser russische Graf ist ein großer Schwindler, der es auf das Geld seines Herrn Schwiegervaters abgesehen hat,“ nahm Grasmann nach einer Pause wieder das Wort, „der Herr Commerzienrath könnte dabei an den Bettelstab kommen.“

„So dumm wird er nicht sein, daß er diesem Schwiegersohne Alles opfert,“ warf Leopold ein.

„Bah, wenn die Frau Commerzienrätthin ihre Geige stimmt, muß der Herr Gemahl tanzen!“

„Der Rätthin werden wohl auch die Augen geöffnet werden!“

„Wenn sie die Augen nicht öffnen will, wer kann sie dazu zwingen?“ Der Graf Saratow bleibt immer noch Graf, wenn er auch der größte Schwindler ist.“

„Ich bedaure nur die junge Frau!“

„Weil Sie sie lieben!“

„Wer sagt Ihnen das?“

„Na na, ich hab's längst gewußt, und ich bedaure nun auch Sie, denn Ihre Liebe ist hoffnungslos.“

„Hoffnungslos?“ wiederholte Leopold in gedankenvollem Tone. „Wer kann das mit Sicherheit behaupten? Wenn meine Liebe Erwidderung fände, so —“

„So bliebe die Gräfin Saratow immer noch die Gattin eines anderen Mannes,“ unterbrach Grasmann ihn warnend, „und zwar eines Mannes, der sein Eigenthum zu schätzen weiß.“

Leopold schwieg eine geraume Weile, mehr und mehr drängte sich ihm das Bedürfniß auf, dem Freunde Alles mitzutheilen.

„Die Gründe, auf die ich meine Hoffnungen bauen könnte, werde ich Ihnen mittheilen, wenn wir wieder zu Hause

sind,“ brach er endlich das Schweigen; „Ihnen allein, meine Angehörigen wissen noch nichts davon, ich habe bisher nicht gewagt, mit Jemand darüber zu reden. Kennen Sie den Grafen persönlich?“

„Ich hatte noch nicht die Ehre,“ erwiderte Grasmann spöttisch, „es liegt mir auch wenig daran, mit vornehmen Herren verkehre ich nicht gern.“

„Und mit diesem vielleicht aus besonderen Gründen nicht?“

„Wie meinen Sie das?“

„Je nun, Sie müssen ihm ja im Hause des Commerzienraths mitunter begegnet sein, da wäre es ja möglich, daß er keinen sympathischen Eindruck auf Sie gemacht hätte.“

„Das kann ich allerdings nicht behaupten, er gehört für mich zu den sogenannten Ohreigen-Gesichtern, denen man ohne irgend welche Veranlassung gerne Eins hinter die Ohren geben möchte, wenn man nur dürfte.“

„Glauben Sie, daß er ein echter Graf ist?“

Hugo Grasmann blieb stehen, betroffen sah er seinen Begleiter an.

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn!“ erwiderte er. „Ein echter Graf? Giebt es auch unechte?“

„Haben Sie noch nie in der Criminalliteratur von solchen unechten Grafen gelesen? In der Regel find's Schneider oder Kellner, die sich zu dieser Höhe emporzuschwingen!“

„Sie werden boshaft, Herr Friedeberg! Die Eifersucht —“

„Glauben Sie doch das nicht! Oder halten Sie mich wirklich solcher niedrigen Gesinnung fähig?“

„Nein, gewiß nicht, aber Sie sprechen da einen Verdacht aus, an den ich ohne Beweise nicht glauben kann.“

Beide hatten ihre Wohnung erreicht, von dem Geschäfts-personal war, wie Leopold es erwartete, Niemand mehr anwesend, so konnten sie ungestört im Bureau plaudern.

Grasmann zündete die Gaslampe an, einige Minuten lang wanderte Leopold schweigend auf und nieder.

„Was ich Ihnen anvertrauen will, das muß streng unter uns bleiben,“ nahm er endlich das Wort. „Sie werden das selbst erkennen, wenn Sie meine Mittheilungen gehört haben. Sie erinnern sich, daß ich einige Jahre in Nikolajewsk am Umr wofnte?“

„Sie wurden dort ein reicher Mann,“ nickte Grasmann.

„Ja wohl, ich betrieb dort meine Unternehmungen,“ fuhr Leopold fort, der sich in einem Sessel niedergelassen hatte. „Es war kein angenehmes Leben dort, Mühe, Arbeit und Sorge vom Morgen bis zum Abend, und an Erholung und Zerstreuung in gesellschaftlichen Kreisen durfte man nicht denken.“

Mit den Russen, die mir ganz unsympathisch waren, konnte man nicht intimer verkehren, und die wenigen Deutschen, die dort wohnten, dachten auch nur an den Erwerb, sie schlossen sich nicht eng an einander an. Wir hatten dennoch einen kleinen Club, den ich dann und wann besuchte, und in diesem Club begegnete ich einem Manne, der mir vom ersten Augenblick an nicht gefiel. Er hieß Rauner, war, wenn ich mich recht erinnere, ein Böhme und man sagte, er sei aus der österreichischen Armee desertirt und habe lange Jahre hindurch das Leben eines Abenteurers geführt. Das Alles würde ihm nun keinen Abbruch gethan haben, denn wir waren ja alle mehr oder weniger Abenteurer, aber er machte sich unbeliebt durch seine Großthuerie und seine Rechthaberei. Er wußte Alles besser, er führte überall das große Wort, und trotz alledem fand er Freunde, die ihn bewunderten und ihn für den klügsten Menschen auf der ganzen Erde hielten. Er war in einem großen russischen Geschäftshause angestellt, er verkehrte auch viel mit den Russen und sein Chef hielt große Stücke auf ihn; man mußte ihm das Zeugniß geben, daß er ein fleißiger und tüchtiger Arbeiter war. Ich sollte mich indeß in meinem Urtheil über ihn nicht getäuscht haben; eines Morgens war er verschwunden und mit ihm eine ganz

bedeutende Geldsumme, die sein Chef ihm anvertraut hatte. Man ließ ihn allerdings verfolgen, soweit dies möglich war, aber er hatte seine Maßregeln zu gut getroffen, er blieb seit jenem Tage verschwunden. Das geschah vor etwa drei Jahren, und als mir nun Graf Saratow hier begegnete, glaubte ich in ihm jenen Kaimier wiederzuerkennen."

"Na na!" warf Grasmann ein. "Eine Aehnlichkeit wird Sie getäuscht haben, das kann ja vorkommen."

"So sagte ich mir Anfangs auch, aber ich konnte den Verdacht nicht wieder los werden, die Aehnlichkeit war doch zu frappant. Dann aber auch hatte ich das Erschrecken des Grafen bei meinem Anblick bemerkt, und dies war für mich ein Beweis, daß ich mich nicht geirrt haben konnte. Der Verdacht hat seitdem immer fester Wurzel gefaßt, und ich glaube, unter den obwaltenden Umständen müssen Sie zugeben, daß er nicht unbegründet ist."

"Wenn auch er sie wiedererkannt hat, dann allerdings muß ich an diesen Verdacht glauben, das brüste Benehmen Saratows gegen Sie liefert ja einen weiteren Beweis."

"Ich kann noch mehr anführen. Kennen Sie die Wirthin des 'Wiener Hofes'?"

"Frau Bäuerlein? Nun, natürlich, ich habe im 'Wiener Hof' manchen fidelen Abend verlebt."

"Die Frau soll nicht glücklich sein."

"Wah, es giebt Frauen die niemals zufrieden sind," sagte Grasmann achselzuckend. "Der Wirth ist allerdings ein rücksichtsloser Patron, aber das mußte ja seine Frau wissen, ehe sie ihn heirathete."

"Ich habe dort gewohnt, wie Sie wissen, und ich glaube, die Schuld liegt nicht an ihrem Manne, sondern an ihrer eigenen Vergangenheit," bemerkte Leopold gedankenvoll. "Sie kennen das Portefeuille mit dem Portrait, das mir der Commerzienrath geschenkt hat?"

"Nein, Sie wollten es mir einmal zeigen, aber es ist vergessen worden."

Leopold öffnete sein Schreibpult und nahm das Portefeuille heraus.

"Es war meine Absicht, es dem Commerzienrath zurückzugeben, aber ich unterließ es, weil ich glaubte, es könne mir noch einmal gute Dienste leisten. Als ich dieses Geschenk empfing, war Frau Bäuerlein zugegen, sie sah das Portrait und es gelang ihr nicht, einen Ausruf der Ueberraschung zurückzudrängen. Sie muß diesen Grafen Saratow

früher gekannt haben; freilich leugnete sie es später, als sie ihre Fassung wiedergefunden hatte, sie wollte mit der Sprache nicht heraus, aber ihre Verwirrung und ihre Verlegenheit waren zu auffallend, als daß sie mich hätte täuschen können."

Hugo Grasmann blickte gedankenvoll auf das Bild des Brautpaares, dann legte er das Portefeuille hin, um mit beiden Händen durch sein blondes, etwas struppiges Haar zu fahren.

"Seltsam, sehr seltsam!" versetzte er. "Der Schlüssel zu diesem Räthsel läge somit in den Händen der Frau Bäuerlein? Ich vermüthe, sie wird ihr Geheimniß bewahren, weil es wahrscheinlich ihr selbst gefährlich werden kann."

"Das fürchte ich auch," nickte Leopold, der jetzt wieder mit großen Schritten auf- und niederwanderte, "dennoch muß Alles aufgeboten werden, sie zur Enthüllung des Geheimnisses zu bewegen. Wie kann das nun geschehen?"

"Und wenn es geschehen ist, was dann?" fragte Grasmann erwartungsvoll.

"Dann halte ich es für meine Pflicht, dem Commerzienrath Anzeige davon zu machen."

"Glauben Sie, daß er Ihnen dafür danken wird? Nicht einmal Glauben wird er Ihnen schenken. Graf Saratow ist nun einmal sein Schwiegersohn, und Niemand schneidet gerne sich selbst die Nase aus dem Gesicht. Es ist eine undankbare Geschichte."

"Mag sein, aber seine Pflicht muß Jeder erfüllen, und ich denke, Sie werden zugeben, daß wir die junge, unglückliche Frau vor diesem Abenteuer und Verbrecher schützen müssen."

"Hm, ich weiß nicht —"

"Doch, mein Freund, mag es zu einem Ecclat kommen, die junge Frau darf nicht die Gattin dieses Menschen bleiben, der ohne Zweifel nur darauf ausgeht, sie um ihr Vermögen zu betrügen. Können Sie glauben, daß sie an seiner Seite sich glücklich fühlt? Sie hat auf mich nicht den Eindruck einer glücklichen Frau gemacht —"

"Was man sich eingebrocht hat, das muß man auch ausesen," unterbrach Grasmann ihn kopfschüttelnd. "Und dennoch mögen Sie Recht haben, wenn ich auch Ihnen nicht zu der undankbaren Geschichte rathe kann. Man wird Ihnen später vorwerfen, Sie hätten das Alles nur in Ihrem eigenen Interesse gethan."

(Fortsetzung folgt.)

Europa in Wort und Bild.

(Mit Illustrationen.)

Die Verlagsbuchhandlung von H. Schulz & Co. in Straßburg hat sich das Verdienst erworben, ein Illustrationswerk in großem Stil herauszugeben, welches an Schönheit und Treue der Bilder wie an Gediegenheit des Textes in seiner Art einzig ist. Dieses Werk heißt: „Europa. Eine malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europas, mit besonderer Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwicklung, ihre culturhistorische Bedeutung und die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten von Land und Leuten. Von Adolf Brennecke. Mit 182 Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler.“ Nach dem Programm der Verlagshandlung bildet dies Werk, welches in Lieferungen jetzt fertig vorliegt, den ersten Band eines viel weiter gehenden Unternehmens: „Die Wunder der Welt“, so daß eines Tages in derselben Weise, wie Europa, auch andere „Welttheile“ in Bild und Wort dem Publikum werden dargeboten werden.

Es handelt sich dabei nicht schlechtthin um ein Pracht-Bilderwerk mit begleitendem Text, sondern um instructive Darstellungen, welche mit der gründlichsten geographisch-ethnographischen Schilderung die Anschaulichkeit der künstlerischen Bilder vereinigen. Was der Bearbeiter des Textes beabsichtigte, sagt folgender Paßus seines Vorwortes: Das Reisen ist eine Kunst, die gelernt sein will, zumal in dem Jahrzehnt

der Blitzzüge und der Rundreisebills. Es genügt nicht, lange unterwegs gewesen zu sein und Tausende von Kilometern zurückgelegt zu haben; solch Reisen bildet nicht! Um ein Land mit Verständnis zu durchwandern, um einen wirklichen, nachhaltigen Gewinn mit nach Hause zu nehmen und sich fortan ein Urtheil über die Verhältnisse daheim und in der Fremde gestalten zu können, ist neben dem bloßen Anschauen und dem Sammeln von Reiseindrücken eine geistige Thätigkeit erforderlich. Nicht allein die Namen von Bergen, Flüssen, Städten etc. müssen dem Reisenden geläufig sein, sondern auch über die geschichtliche, religiöse, geistige und künstlerische Entwicklung, über die Gewerbs-, Handels- und Machtpstellung der Völker, über ihre charakteristischen Eigenarten, ihre Baubentmäler, ihre Sprache und Lebensweise muß er wenigstens einen Ueberblick gewonnen haben, möglichst schon ehe er den Fuß auf den fremden Boden setzt, wo oft in kurzer Zeit ein buntes Wandelbild von Landschaften, Städten und Menschen an ihm vorüberzieht. Ist man jedoch wieder daheim, so kann man an eine wahre Ernte von Reiseerträgen geben: für Geist und Gemüth, Einbildungskraft und Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß wird man aus dem Gesehenen und Erlebten reichen Nutzen zu ziehen im Stande sein. Nicht nur wird man in den Augen der Welt als „ein weiserer Mann“ gelten, auf dessen Meinung etwas zu geben sei, sondern — was mehr

wert ist — man wird in der eigenen Brust immer klarer das Bewußtsein verspüren, daß der Einzelne nicht wie der Einzelne nur Glieder des Weltganzen sind. Dieses Ausgehen in etwas Höherem, dieser stete Hinblick auf ein organisches angelegtes, allwissendes und allgütiges regiertes Universum hat für den noch nicht vom Welt Schmerz angekränkelten Menschen etwas Unbeschreibliches Erhebendes, abgesehen davon, daß oft schon eine einzige schöne Reiseerinnerung wie ein Sonnenbild alle Nebel verstreut, mit welchen ein Kleinliches Alltagsstreben die Seele zu bedrücken vermag.

Als Vorbereitung für eine derartige Reise oder auch als Nachlesebuch dabei bringt der vorliegende Band die Länder- und Völkerkunde Europas.

Der reiche Bilderreichtum, der Wandermappe hervorragender (meist englischer) Landschaften entnommen, läßt das malerische Element in der Vordergrund treten: ihm zu Liebe verzichtet das Buch auf systematische Vollständigkeit und Anordnung, um im Verein mit den Holzschnitten eine möglichst anschauliche und interessante Darstellung zu bieten. Von der Pyrenäen-Halbinsel sind 13, von Frankreich 21, von Italien 21, von der Schweiz 17, vom deutschen Reich 28, von der österreichisch-ungarischen Monarchie 16, von der Balkanhalbinsel 9, vom europäischen Rußland 13, von den skandinavischen Königreichen 15, von den Niederlanden und Belgien 13, von Großbritannien und Irland 16 Bilder gegeben. Wir folgen heute dem wandernden Beschreiber durch die für alle Reisenden so reizvollen Landschaften des italienischen Reichs, vor allen das liebevolle Nizza, und verweilen bei der „eigenartigsten Schöpfung an der ganzen Riviera, dem unabhängigen Monaco“.

Hierüber sagt der Herausgeber: Auf einem etwa 60 m hohen, 800 m langen und durchschnittlich 300 m breiten Felsblock, welcher von drei Seiten vom Meere umspült wird, liegt das kleine Städtchen mit seinem Schloß, seinen Gärten, seinen Festungswerken; vom Festlande, namentlich von dem hochragenden Augustus-Turme von Turbia aus gesehen erscheint es inmitten des weiten Azurblaus des Meeres wie ein winziges Spielzeug. Aber es hat seinen Souverän und eine so reiche Geschichte wie die ältesten Staaten Europas, und vollends die Spielbank in dem nahebei gelegenen Monte Carlo macht es zu einem Wallfahrtsorte nicht nur der Naturfreunde, sondern noch mehr der Abenteurer aus aller Herren Ländern.

Bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung führte Monaco den Namen „Hafen des Herkules“. Hier soll letzterer auf seinem Zuge nach Spanien den Geron besieg und einen Weg durch die Alpen gebahnt haben. Schon 500 v. Chr. erwähnt Herodotus von Milet des Ortes als einer berühmten Colonie der Griechen. Ihr Schutzgott hieß der ionierte Lage wegen Monoikos, und daraus bildete sich später der Stadtname „Hafen des Monococcus“. Im Mittelalter hatte das Geland genau dieselben Angriffe wie Nizza und die sonstigen bedeutenden Plätze dieser Küste zu erleiden. Kaiser Barbarossa schenkte es 1162 der Republik Genua. Als Spielball aller möglichen Parteien ging es aus einer Hand in die andere; vom 14. Jahrhundert ab war es am häufigsten im Besitz der Familie Grimaldi. Die selbstsamten, nicht immer lauternden Familien- und Staatsverhältnisse sind in der Chronik dieses Geschlechtes verzeichnet. Heute herrscht Fürst Karl III. über das Ländchen. Den größten Theil seiner einkünfte Besitztungen hat er 1861 an Frankreich verkauft, und in dem Reste gegen gute Entschädigung die Spielbank aufzuschlagen gestattet. Ein Generalgouverneur und einige Minister theilen die Regierungssorgen Sr. Hoheit; die aus 70 Mann bestehende „Armee“ in kleider hellerblauer Uniform mit rothen Streifen schlenkert viel auf der Place principale vor dem

Casino oder in den drei Straßen der Residenz umher. Der Fürst weilt meist in seinem Pariser Hotel oder auf einem seiner Schlösser in Frankreich; sein landesväterliches Wohlwollen beweist er nicht selten durch die Verleihung einer der fünf Klassen des Ordens vom heiligen Karl, dessen Großmeister Sr. Hoheit in eigener Person ist.

Man kann Monaco und das eng damit verbundene Monte Carlo kaum besser schildern als mit der Worten der offiziellen Ankündigung seitens der dortigen „Administration“. „Die Halbinsel Monaco“, heißt es darin, „liegt wie ein reizender Korb im Mittelmeer; sie hat die Vegetation der Tropen, die Poesie einer großartigen Lage und den weitesten Horizont. Das Sonnenlicht umstrahlt dieses ruhige und lachende Bild; Monaco ist, mit einem Worte, der ewige Frühling. Zur Seite der alten, lebenswürdigen Stadt Monaco, den Golf beherrschend, liegt Monte Carlo, eine Schöpfung der Neuzeit; auf amuthigem Plateau erheben sich das splendide Hôtel de Paris, das Casino und die feenhaften Gärten, die sich in Terrassen zum Meere hinziehen. Die letzteren bieten den malerischsten Blick: Promenaden, geschmückt mit Palmen, Johannisbrotsäumen, Aolen, Kastus, Camelien, Tamarinden und der ganzen Flora Afrikas.“ Nach Aufzählung aller der „eleganten Zerstreuungen und Vergnügungen“, welche Monte Carlo bietet, kommt dann zum Schluß die Hauptfeste: „Die Roulette spielt mit einem Jero“ u. s. w.

Die Wahrheit, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandeln darf, bewährt sich nirgends häufiger als an diesem paradiesisch schönen Erdensied. So staunenswerth auch die Ueppigkeit dieser Gartenanlagen, der Prunk des Casinos, die Mannigfaltigkeit der Treppen, Terrassen, Aussichtspunkte und Ruheplätze sein mag — ohne den aus der Spielbank fliehenden Goldregen wäre Monte Carlos Pracht niemals entstanden. Zu jenem Goldregen trägt weitaus die Mehrzahl aller der Herren und Damen, direct oder indirect her, welche diese Märchengärten bevölkern und am Eingange zu dem Cercle des étrangers, wie der offizielle Name für die Spielfälle lautet, ihre Karte der reich lizirten Dinerschaft vorweisen. „Doch still von ihnen — schau und geh vorüber!“ möchte man hier mit Dante ausrufen. Leichtsinns, Habgier und Genußsucht feiern in diesen glänzenden Sälen tagtäglich wahre Orgien; wer die Rolle eines nüchternen Beobachters in diesem allgemeinen Taumel durchzuführen vermag, der kann hier allabendlich realistische Studien über den Einfluß machen, welchen der Dämon des Goldes auf Leute jedes Alters, jedes Geschlechts, jedes Temperaments, jedes Landes ausübt. Natürlich überwiegen die bösen, häßlichen Leidenschaften. Der Menschenkenner sieht bei dem gleichgültigen rühen va plus der Groupiers auf die ansehnend gelassenen Spieler in eine nervöse Erregung gerathen; ein leichtes, heiser anklingendes sapristi entfacht unwillkürlich auch dem Gemüthsheizer, wenn die Kugel einpringt und der Einsatz zum zehnten Male verloren gegangen ist. Selbst der Gewinn bringt selten Segen, aber unendlich viel Unheil und herzerreißender Kummer bringt aus dem paradiesisch schönen Monte Carlo in viele Familien Europas. Mit einem Gluck aus den Lippen verläßt allabendlich mancher Spieler diese goldbrunten Säle: jeder Sinn für die Wunder der Natur ist ihm genommen, und erleuchtet vermag er meist lange nachher erst aufzunehmen, wenn er die Felskralen der Leidenschaft nicht mehr fühlt und sich bei leeren Taschen mit dem uralten „Alles ist eitel“ über den wüsten Traum am Mittelmeer hinwegzuschütteln vermag.

Wir geben zu vorstehender Schilderung aus dem Werke als Illustrationsprobe den Aufstieg zum Monte Carlo und werden in einem zweiten Abschnitte eine Wanderung durch Deutschland zum Elbufer antreten.

(Schluß folgt.)

Aus der Welt des Scheins.

Briefe einer Schauspielerin.

Mit einer Einleitung der Redaction.

(Schluß.)



Gage nennt der Director den Pappentitel von 150 bis 180 Mark, welche die erste weibliche Schauspielerkraft erhält, um welche sie Leben und kostspielige Toilette, Tand und Zitter für das Theater bestreiten muß. Wie viel Energie des Charakters ist da nöthig, um auf der Bahn der weiblichen Ehre zu bleiben!

Minuten, ja zumeist ist diese Gage nur als Nebeneinkunft betrachtet, wie der Beruf selbst nur ein Schild für eine lasterhafte, zu verachtende Lebensweise ist. Es giebt Damen, welche auf jede Gage verzichten, um an einer großen Bühne engagirt zu sein, trotzdem das üppigste Leben führen, wiewohl sie weder eigenes Vermögen besitzen, noch Unterstützung erhalten; an mehreren kleinen Bühnen traf ich dergleichen Damen mit ohne Gage, sie belustigten sich über mich auf die kleine Gage Angebotsene, benehmen sich so arrogant, sie unfauberer ihr Lebenswandel ist, hüllen sich behaglich in ihren kostbaren Fels, lassen als etwas Selbstverständliches ihre Kostbarkeiten u. s. w. Bewundern und würden wahrlich ihr Schicksal mit dem meinigen nicht wechseln wollen.

Du siehst also, man kann seine Mädchen-Ehre zertreten und dennoch glücklich sein; ein schwelendes Lager ist weicher als ein ruhiges Gewissen, zumal wenn ihm Strohmatte als Unterlage dienen. Und bedauere ein solches hatte ich in Berlin, als ich ohne Engagement, ohne jegliche Einnahme bei den Agenten mich einfand, mich ihnen vorzustellen, um ihre Protection zu erbitten; denn die Agenten bilden eine große Macht im Theaterleben.

Ich wohnte mit einer Kollegin zusammen, denn ein eigenes Zimmer war zu kostspielig. Jeden Tag machten wir die Runde bei all den Dupenden von Agenten, antiquambrirten mit der übrigen Schaar, die ebenfalls auf Engagementfuge sich einfand; ab und zu ohne Unterlaß erschienen Damen und Herren, erstere in feinsten Toilette natürlich, und hielten Nachfrage, ob für sie Engagement da wäre. Einzelne erhalten Antrag, sie unterschreiben den Contract, der nun im Verein mit anderen nicht obligaten Photographien an den Director versandt wird. Da nun der Director mehreren Agenten seinen Bedarf an Künstlerkräften anzeigt, senden alle diese die Bilder ihrer vielen Aspiranten. Der Director erhält nun für ein Fach eine Anzahl Aspirantinnen im Conterfei,

die schönste wird gewählt, oft ist auch das Bild schöner als das Original, aber das thut nichts, es verhilft zum Engagement. Manchmal empfiehlt der Agent eine speciell Bevorzugte, eine Dame für die er sich selbst interessiert, und wenn sie Glück hat, kann er ihre Carrière gründen. Oft auch engagiert der Director mehrere Schauspielerinnen für ein Jahr, um in den ersten vier Wochen der Kündigungszeit nach eigenem Gutdünken zu wählen und diejenigen, welche ihm nicht passen, trotz ihrer weiten Reisen und vielen Ausgaben ohne Rücksicht wieder zu entlassen. Die Bleibenden werden gewöhnlich reducirt; die Reduction der Gage ist, so klein die letztere auch ursprünglich sein mag, beinahe etwas Selbstverständliches. Der Agent kennt nicht jeden der Schauspieler, die er in Vorschlag bringt, er erkundigt sich über ihn bei den mit denselben engagirt ge-

erst sein Glück, ehe er die Bretter betritt, denn nur ein Sonntagskind oder ein zweifelhafter Charakter vermag an's Ziel zu gelangen. Ich habe an einem renommirten deutschen Theater ein unbedeutendes Talent eine hervorragende Rolle schlecht spielen sehen. „Wundern Sie sich nicht,“ berichtete mein Begleiter, „jene talentlose Dame auf den heißen Brettern zu sehen, der Polizei-Präsident ist ihr „Protector.“ — Solche Fälle kommen zu oft vor; ist es nicht traurig beim Theater? Wo sollt ein achtbares Mädchen einen Protector ohne Egoismus finden?

Hast Du Laubes „Louisson“ gelesen? Wie recht that er, den Schauspiel der Handlung nach Paris zu verlegen, er wußte es wohl, daß solche Theater-Ereignisse und Geschichten in Deutschland unmöglich spielen können.



Der Aufstieg zum Monte Carlo in Monaco.
(Siehe Text Seite 228.)

Aus „Die Wander der Welt“: Europa,
eine malerische Wanderung 2c.
Verlag von R. Schulz & Co. in Straßburg.

wesenen Collegien. Nun kann mancher seine kleine Rache nehmen, sein Mithchen kühlen, seinen kleinen Antipathien Raum geben, oder auch ohne bestimmte Ursache wegwerfend die Nase rümpfen — und das Urtheil ist gesprochen. Manches begrabene Talent begehrt mir, das seinen Muth den Collegien verdankte. Ein Aktschüler des Collegien verlor ein bedeutendes Engagement, der Betreffende blieb an der kleinen Bühne und „verbummelte“, wie die Theatersprache es nennt. Wenn ein junges Mädchen, ein Jüngling das Theater besuchen, die Korbhüben der Kunst, die Sonntagskinder der nach tausenden zu zählenden Bühnengehörigen bewundern, — wie belebt die Phantasie den Gedanken, sich der Bühne zu widmen, den Vorber zu erringen! Jeder blinkt sich der Ausgewählte in der Kunst — aber wie schnell folgt die Enttäuschung! Prüfe Jeder

Zu, Emmy, so sieht es hinter den Coullissen aus. — Denk Du etwa, ich hätte den Muth verloren? Nein, Emmy, ich besitze Talent, ich weiß es; ich habe den Beifall des gesammten Publikums und der Presse, erhielt manche Belobung und vernahm ein aufmunterndes Urtheil verschiedener maßgebender Männer mit anerkanntem Urtheil, welche keine Ursache haben mir zu schmeicheln. Sie thun nichts für mich, und ich bin zu stolz, um sie aufzufordern. Aber auch meine Zeit muß kommen. Sollte die Kunst so tief gesunken sein, sollte es in ihrem Bereich so traurig bestellt sein, daß ein wirkliches Talent sich nicht durch sich selbst emporzwingen könnte? Zwar, Emmy, ein Umstand ist schwerwiegend. Man darf beim Theater nicht alt werden, und man wird so schnell alt, zumal eine naive Liebhaberin. Wir können nicht mit

Sappho sagen: „Ein'ge Jugend grünte mir um's Haupt.“ Viele gehen mit 25 bis 26 Jahren in's alte Joch über, der jugendliche Nachwuchs ist zu massenhaft und die Jugend findet eher Engagement.

Die Glücklichen an den beglückten, bedeutenden Bühnen, sie bleiben mit ihren Rollen ewig jung! Oder auch diejenigen an kleinen Hof-theatern. Da kenne ich so eine kleine, lakonische Hand, sie umschmeichelt den regierenden Fürsten und siehe da, unversehens, unauffällig hat sie alle Jugend und Schönheit neben sich ausgemerzt und behauptet die Macht, die ihr gegeben, seit vielen Jahren.

Ja, es giebt Hindernisse zum Parnas, die man erst auf dem Wege dahin kennen lernt. Was liegt daran, sie spornen mich an, denn ich habe Muth, der Erde Glück, der Erde Weh zu tragen.“ Das Glück zu ertragen wäre allerdings leichter.

Welch! Du, was mir mangelt? Die Häuslichkeit. Jede Saison der unerbittliche Wechsel! Kaum moralisch und physisch acclimatisirt, muß man zum Wanderstab greifen und zum ewigen Juden werden. Man kann sich nicht einmal verlieben! Und ich möchte dieses Gefühl auch einmal kennen lernen, nicht so flüchtig und oberflächlich wie ich es um mich sehe, sondern mit der ganzen Wuth, die in mir lebt. — Ich habe Jemand kennen gelernt, Emmy. — Jemand! — Nächstes Jahr glaube ich in diesem Engagement bleiben zu können. Soll ich bleiben? — Ich hoffe — ich fürchte, ich bin noch unglücklich.

Wirst Du den Ausschlag geben in dem Schicksal Deiner

Wandje.

Meine Emmy!

Du hast es getroffen, Emmy, noch bin ich hier und um Seinet willen! Ob ich gut daran gethan, hier zu bleiben? Ich habe mich vor der Liebe stets gestürmt, denn ich besitze ein treues Herz, die Männer aber sind treulos und betrachten die Liebe als Zeitvertreib; so blieb Misträuen und die Liebe zu meiner Kunst mein Talisman gegen die Versuchung. Ich war und bin viel umschwärmt, nun kann ich es gestehen, aber ich warnte mein Herz; nun ist es mir entflohen und just zu ihm, zu diesem herrlichen Mann! Ach, daß ich noch nicht seine Braut sein kann! Er ist von vornehmer Abkunft; seine Mutter, eine alte ehrwürdige, kränkliche Dame würde unsere Ehe nicht gestatten und wir werden wohl lange warten müssen, bis unser Glück vollkommen genannt werden kann. Ich bin ihr auch noch nicht vorgestellt. Für Künstler großer Theater giebt es auch bei Hof Zutritt, aber in den philiströsen kleinen Städten, wo man noch vor der Verührung mit „Komödianten“ zurückschreckt, kann man die Ehre des Besuchs bei einer Gutsherrin nicht genießen!

Ich verwinde diesen Stachel, denn Hans liebt mich aufrichtig und sucht mich mit aller liebenswürdigen Zärtlichkeit für diese Demüthigung zu entschuldigen.

Er will für mich wirken, damit ich an eine große Bühne gelange, aber ich verschmähe es natürlich, gleich allen Wesenken, die er mir bietet, und das um so energischer und consequenter, weil ich Schauspielerin bin. Die kleinsten Ausgaben seinerseits für mich würden mich beschämend berühren und mich nach meiner Meinung meinen Colleginnen gleichstellen, die sich ihre Liebe begnügen lassen und sich durch sie bereichern. Für mich aber hat seine Liebe allein den höchsten Werth, denn sie allein beglückt mich!

Nun spiele ich auch viel überzeugender, ich fühle es, denn jedes Wort, welches ich ausspiehe, findet Widerhall in meinem Herzen und jede Empfindung spiele ich aus dem vollen liebreichen Herzen. — Ich gefalle hier richtig, doch spiele ich nur für Einen, aber ich empfinde dabei so viel, als umfaßte meine Seele eine neue, nie gekannte befehlende Welt!

Ja, ich gefalle hier außerordentlich, und dem gesammten Publikum; die Herren suchen meine Bekanntschaft — die Frauen aber entziehen sich jedem Verkehr mit einer Schauspielerin. Ist das nicht eine Ironie? Wenn ich nicht fröhlichen Muthes wäre, diese Thatsache würde mich bitter stimmen.

O diese Philister! Wenn Du ihre Chronik kenntest, Du würdest Dich überzeugen, wie ehrenhafter ist, ob die präden Damen, welche einen Ball nicht zu besuchen drohen, wenn der Vorschlag, Theaterdamen hiezu einzuladen, angenommen würde, oder Deine Freundin, die trotz alledem müthige und beglückte Schauspielerin

Wandje.

Heure Emmy!

Du machst mir Vorwürfe, weil ich so lange schweige. Könntest Du mich sehen, wie stierblass ich, wie trostlos ich bin. Emmy, was war ich und was bin ich nun —

Einer Königin dünkte ich mich gleich, und nun bin ich einsam und verlassen, mit verworrenen Gedanken, Lebensmüde, mit gebrochenem Herzen.

Er verstie mich, Emmy! Es sind nur drei Worte, aber was enthalten sie!

Ich wollte es nicht glauben, denn wie treu blickten seine Augen, wie zärtlich klangen seine Worte zum Abschied! Ich mußte nämlich in ein anderes Engagement abziehen. O das traurige Wanderleben!

Während ich kummervoll die Trennung trug, wurden seine Briefe seltener und kürzer. Hatte ich ihn vielleicht nicht von der Fülle meiner Liebe überzeugt, vielleicht todt bedandelt? Mein Benehmen wurde mir zur Selbstanklage, ohne meinen Schmerz zu lindern. Ganze Nächte weinte ich und erhob mich dann des Morgens trostlos vom Lager —

durch ein ganzes Jahr! Bei Tag mußte ich mich zur Fröhlichkeit zwingen, ich spielte schlecht, — konnte ich heucheln? Der Glaube an Liebe war in mir erloschen, ich vermochte nicht, Andere daran glauben zu machen. Ich war apathisch geordnet, auch die schönste Rolle konnte mich nicht interessieren. Wenn ich auf der Bühne stand und eine Liebescene spielte, schrie es in mir: „Es ist ja Lüge, es ist ja Krug!“ und lang- und farblos wurde mein Spiel. Der Director kündigte mir, „weil ich kein Gefühl habe,“ wie er die Kündigung motivirte.

Ich nahm die Kündigung apathisch an. Ein Gedanke lebte in mir: ihn wiederzusehen. Von meinem Anblick erhoffte ich das Entschlüssen der alten Liebe. Aber keine Aussicht einer Annäherung zeigte sich.

Ich kränkelte, ohne in eine Krankheit zu verfallen, magerte ab, sah recht verfallen und häßlich aus, ein fahles verkümmertes Gesicht; öfters fragten mich die offenherzigen Agenten um die Ursache. Ich wußte mich für die Bühne verloren, ohne mich aufzurufen, Noth und Armut streckten ihre Krallen nach mir, ohne mich aufzurufen. Wie eine Erlösung schien mir der Tod, ich sehnte mich nach Ruhe, oft und oft kam mir der Selbstmordgedanke. Warum ich ihn nicht ausführte? In des Herzens verstecktester Falte lag eine geheime Hoffnung des Wiedersehens.

Da plötzlich erfahre ich, Hans sei in der nächsten Residenz, wenige Stunden entfernt, und wie ein Votum der Vorführung erschien eine Collegin, mich bittend, sie dahin zu begleiten, sie habe dort Geschäftsangelegenheiten zu besorgen und wolle nicht allein fahren. Unter anderen Verhältnissen zu betrachten sie als Wert einer glücklichen Vorführung, und wir reisten.

Mit Herzklopfen kam ich an; ich wollte und mußte ihn sehen! Während meine Collegin ihre Angelegenheiten ordnete, erfuhr ich seine Adresse und berief ihn zu mir — man traf ihn nicht zu Hause.

Ich hatte mir mit der Collegin im Theater, wo wir Freistie hatten, Rendezvous gegeben. Dahin kam er auch er zumeist — und heute war eine Premiere. Er mußte also kommen! Mein Blick war auf die Thür geheftet — nein, der Blick meiner Seele war dahin gerichtet, denn mir war als müßte das ganze Theater es erfahren, wen ich erwartete. Ich hatte einen Esch im Parterre hart am Eingange inne. Die Leute kamen, das Theater füllte sich — da plötzlich dringt vom Eingange hervor der bekannte Schritt an mein Ohr, er mußte an mir vorüber, jeder Blutstropfen gerann in meinen Adern, wie im Wirbel fühlte ich sein Herannahen, jetzt mußte er vor mir stehen, und nun schlug ich mein Auge voll zu ihm auf — es begegnete dem feinen. Einen Moment stand er starr wie eine Bildsäule — dann wurde er verlegen, Emmy, verlegen wie ein schuldbehafteter Schulknaube, näherte sich mir, streckte mir, die Fassung wieder gewinnend, die Hand entgegen und sprach unbefangen und leichtfertig, wie zu einer Bekannten, gegen die man keinerlei Verpflichtungen hat.

Ich wollte erwidern, da kam meine Collegin mit einem Herrn, beide nahmen ihre Plätze neben mir ein, Hans aber entfernte sich an den Seiten.

Im Zwischenact trat er wieder an uns heran und war liebenswürdig, Emmy, wie in jenen schönen Tagen; — eine halbe Stunde später saßen wir vier in einem ersten Restaurant bei gutem Souper. Ich ah nichts, Emmy, ich war auch nur gekommen um in seiner Nähe zu weilen, seine Gegenwart zu genießen. Widerpredende Gefühle bemächtigten sich meiner, die mir gestatteten, für Momente objectiv über Hans zu urtheilen. Es konnte mir eine große Veränderung in seinem Wesen und Charakter zu seinem Nachtheil nicht entgehen. Der Einfluß einer lodenden Gesellschaft fiel mir auf, und der Egoismus, den die Augen der Liebe früher nicht sehen mochten, legte sichtbar seine Fühlhörner aus.

Das seelenvolle Auge allerdings war dasselbe geblieben, treu, schwärmerisch und kraftsprühend zugleich. O dieses Auge, wie hatte es mich getäuscht!

Zwanglos und heiter schien unser Gespräch, Lachen und Scherzen ließen eine glückliche Stimmung vermuthen; auch ich lachte, Emmy, nur bisweilen durchzuckte mich in dieser frohen Gesellschaft das Gefühl des Verlassenseins. Wie viel hatte ich mir von dem Wiedersehen versprochen, welch neue Enttäuschung brachte es mir! Meine Liebe schien mir einem Unwürdigen geschenkt, der mit dem Herzen eines Mädchens spielt und jetzt mit demselben Mädchen harmlos plaudern konnte, ohne daß sein Gewissen sprach. Eine Betrachtung aller Menschen überkam mich, ja ich selbst schien mir verachtungswürdig in meiner Liebe zu ihm; alle diese Reflexionen marirten mich, indeß ich die lebhafteste Heiterkeit zur Schau trug. Plötzlich, als würde Hans meine Gedanken errathen, richtete er fortan kein Gespräch an mich allein, suchte mich zu unterhalten, unterließ sich ansehnend sehr wohl und trug mir ohne weitere Umschweife seine neue Liebe an, nachdem er mich in kühner Wendung an die Vergangenheit erinnert hatte.

„Eine Liebe, die nach einem Jahr des Unverständnisses ohne jegliche Ursache erkalte und nach eben so viel Zeit beim Glase Wein wieder erwacht, ist eine Leidenschaft, welche ich als meiner unwürdig verwerfen muß,“ entgegnete ich und mir war, als spräche ein Anderer für mich.

„Nun, wir sprechen noch davon, ein Mann kann bei einem Weibe durchsehen was er will.“

„Ist das Ihre Wahrheit, die in Ihrem Weine liegt? Bis heute muß ich wohl zu tief auf dem Grunde des Glases gelegen sein, heute erst lerne ich Ihre Grundfähe kennen — zu meinem Wohle vielleicht, jedenfalls aber nicht zu unserer Vereinigung.“

„Vereinigung! Das wäre schön zwischen uns! Das Schreiben ist mir lästig, bleiben Sie lieber hier! Was bringt Ihre kleine Stellung ein? Hier habe ich genug für uns Beide und etwas darüber. Ich werde mich wieder an Dich gewöhnen und Dich lieben wie früher, Blanche, ich bitte Dich, bleibe bei mir!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich gepreßt.

„Nun, ich bin heftigst und will eine ebensolche Blanche besitzen, laß uns gleich morgen nach Italien reisen, um Deine Liebe zu erwärmen.“

Seine Maitresse sollte ich werden, es erfaßte mich wie ein Wirbel, ich konnte kaum Worte der Erwidering finden.

„Wie empörend, daß gerade Sie mir solch“ erniedrigenden Antrag stellen,“ rief ich endlich heftig bewegt; „Ja, ich bin arm und brotlos, aber noch bin ich nicht schlecht und will lieber elend zu Grunde gehen, als Sie erhören.“

„Warum nehmen Sie Herrn Volker gefangen?“ rief da die Stimme meiner Collegin.

„Da klopfen Sie an, hier sind Sie einer Erhöhung sicher!“ fiel ich erbittert ein; — — und sie sind „einig“, wie sie es nennt, er umgibt sie mit Pracht und Luxus, hat Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit für sie. Sie liebt ihn in ihrer Art, es schmeißt ihr Herz zwischen ihm und ihrem früheren Liebster. Beide kennen ihr beiderseitiges Verhältnis zu der Dame nicht, oder mindestens kümmert sich der alte Verehrer, ein Schauspieler, nicht viel darum. „Mein Franz ist für's Herz und mein Hans ist für denbeutel,“ so sprach sie in der Garderobe.

Und ich?

Man muß sich der vorhandenen Gesellschaft anpassen, oder man wird hinausgewiesen, das gilt im Staat, das gilt beim Schauspieler. Ich wollte als ehrenhaftes Mädchen die Höhe der Kunst erreichen, und ich bin ausgewiesen aus ihrem Kreis.

Aber meine Bemühungen, eine andere Existenz zu suchen, Gouvernante zu werden, erwiesen sich als vergebens: eine Schauspielerin findet in Deutschland keine Stellung als ehrsame Gouvernante.

Das glückliche Loos einer Schauspielerin, nicht wahr?

Meine Sachen stehen gepackt, die Zeit ist um, morgen müßte ich verreisen, aber wohin? Bei den herrschenden traurigen Theaterverhältnissen finde ich jetzt, so spät in der Saison kein Engagement. Ich bin brotlos, wie eine Bettlerin, gebrochen und müde, ach, so müde!

Sieben verließ mich ein Besuch. Ein College aus meinem ersten Engagement erfuhr auf der Durchreise meine Anwesenheit hier und sprach bei mir vor. Gegenwärtig ist er Regisseur am W—er Stadttheater, einer der bedeutendsten deutschen Bühnen.

Nach der Begrüßung blickte er mich prüfend an.

„Bist ja blaß und verfallen, Blanche, noch immer verzweifelt innerlich, aber die Frische fehlt; die Augen, ja, die sind dämonisch wie

früher. — Was fehlt Dir Blanche? Unglückliche Liebe, he? Na, endlich bist Du müde geworden; gefühl mir so viel besser. Und bist noch immer in den elenden Netzen? Was, noch dazu geküßigt? Warte einmal, das trifft sich gut, Du sollst Karriere machen und durch mich. Unsere G. ist erkrankt, wird wohl den ganzen Winter nicht spielen können, ich bin auf der Suche nach einer guten munteren Liebhaberin und auf der Reise nach B., um sie zu sehen, und wenn sie mir gefällt, zu engagieren. Wenn Du willst, laß ich die Andere fahren und nehme Dich mit. Du kannst Dein Glück machen, kleine Blanche, aber Du mußt mir dankbar sein, verstihest Du? Jetzt komme her und gib mir einen Kuß. Na, hier Dich nicht, Dein Liebster ist Dir untrun, nimm mich für ihn. Du machst Karriere und läßt ihn aus. Ha ha! So lache doch, kleine! Bist schrecklich langweilig geworden. Na komm her, ich küss Dich ein Glid, willst Du lieber verhungern? Was willst Du anfangen, wohin gedenkst Du zu reisen? In ein noch kleineres Nest im besten Fall; dann erlebst Du einen gewaltigen Krach und erhältst keinen roten Heller. Nein, Du kommst zu uns, spieltst Krasson weniger, bist Du Dich erholst, ich protegiere Dich und Du bleibst die Unseren.“

So sprach er und noch viel mehr, von seiner Liebe zu mir, von den reichen Leuten, der schönen Stadt, der Karriere, die mir bevorstehe, endlich ließ er mir bis zum Abend Bedenkzeit, umarmte mich und entfernte sich.

Nun habe ich die Wahl, ich kann wieder in den Kreis treten, der stets meine Ideale einschloß, die schönen Träume finden Verwirklichung; Ruhm, Glanz und Lorbeer winken, von einer Schaar Liebster umgeben, sticht die geküßte Liebe in Vergessenheit, alles das um den Preis meiner weiblichen Ehre! Bin ich der Welt, bin ich Gott Rechenschaft schuldig? Wer hilft mir auf rechtlichen Wege dem Hunger entrinnen? Wer achtet mich, da ich an kleinen elenden Bühnen mein Dasein friste? Endlich nicht Jeder verachtet die Arbeit, in meiner Unfähigkeit, meiner Talentlosigkeit die Ursache zu meiner geringen Stellung im Bühnenleben suchen? Nun habe ich das Talent, wer hebt den Stein gegen mich?

Und doch, Emmy, wer hat mir die reinen Gefühle eingehaucht? Warum hat mir die Natur eine so hohe Liebe zur Kunst eingebläht, wenn die Schande damit verbunden ist? Warum legt sie mir eine Stimme in's Herz, die mich gewaltig zurückhält? — Es ist Abend, Emmy, und jeden Augenblick muß er kommen. Was soll ich thun? Ich bin so arm, so einsam und verlassen, Emmy, und möchte leben, leben! Jetzt, jetzt höre ich ihn vor der Thüre, Entsetzen durchläuft eiskalt meine Glieder. Er ist es! O Gott, bist Du mir!

Blanche.

Rachschrift. Hier brechen wir vorläufig die Mittheilungen der jungen Dame ab, von denen sie uns schrieb, daß sie ein „Angstsur ihres Herzens“ seien. Wir werden weitere Mittheilungen von diesem Gebiete bald nachfolgen lassen.

Falsche Direction.

Humoreske von Georg Frundsberg.

Auf dem Exercierplatze zu M. M. in Oesterreich stand das 2. Bataillon des . . . ten Infanterie-Regimentes in Front, die Ankunft des Regimentscommandeurs erwartend. Die sechs Compagnien, sowie deren drei Glieder waren vom Bataillonscommandanten nach der in der Mitte befindlichen Fahne prachtvoll eingerichtet worden und die Deckung der einzelnen Rotten ließ nichts zu wünschen.

Noch ein prüfender Blick längs der Front und der Major sprengte vor dieselbe, um das ersehnte Commando: „In die Balance — Beim Fuß — Ruht —“ ertönen zu lassen.

Erwartungsvoll klopften heute die Herzen der zum täglichen tactischen Exercieren ausgerüsteten, namentlich jene der jüngeren Offiziere, den Dingen die da kommen würden entgegen, da der Regimentscommandeur Oberst von A. Tags vorher in einem Reservatbefehle bekannt gegeben hatte, daß er sie prüfen werde.

Nun war das geschlossene Exercieren vor fünfundzwanzig Jahren ein vom gegenwärtig practicirten wesentlich verschiedenes und basirte sich hauptsächlich auf die stickeste und pedantischste Ausführung der in dem außerordentlich umfangreichen Exercierreglement bis in die kleinsten Details vorgeschriebenen Bewegungen.

War es schon an und für sich nicht leicht, die Theorie dieser zahlreichen Evolutionen sich anzueignen, so bot die praktische Durchführung derselben mitunter sogar ergautes Exerciermeistern große Schwierigkeiten. Eine der heftigsten

Bewegungen war unstreitig der Frontmarsch des ganzen Bataillons, und die Gelatomben von Opfern, die seine Einübung und praktische Durchführung bis nunzu gekostet hatten, hätten sich ruhig den Verlusten eines Gefechtsstages unseres mähmordenben Zeitalters anreihen können.

Der Frontmarsch war die Klippe, an welcher so Mancher die Direction führende Lieutenant scheiterte, denn wehe ihm, wenn er den neben ihm befindlichen Fahnenführer nicht senkrecht dirigirte und auch nur um Zollbreite von der gegebenen Direction abwich! Das ganze in der genauesten Parallele auf 6 Schritte Distanz hinter ihm und dem zwischen ihm und einem zweiten Offizier eingezwängten Fahnenführer nachmarschirende Bataillon nahm alsdann in der kürzesten Zeit eine wahre Schlangenlinie an und beinahe jedesmal hatte ein derartiger Fehler riesige Confusionen im Gefolge, welche ihrerseits wieder höchst traurige Folgen nach sich zogen.

Diesmal waren auf Befehl des Regimentscommandeurs die Lieutenants von J. und U. als führende und schließende Fahnenoffiziere ausgerückt, von denen der rechts von der Fahne stehende erst kurze Zeit das goldene Porte épée trug und der links die Direction führende außer seiner kurzen Dienstzeit annoch sich in einem Seelenzustand befand, welcher in seiner gegenwärtigen Situation, ob der daraus voraussichtlich resultirenden Unachtsamkeit, sehr funebre Folgen nach sich ziehen konnte. Mit einem Worte, der liebe von J. war verblüht bis über die Ohren, wie es eben nur ein Lieutenant

sein kann, der zum ersten Male in seinem Leben liebt. Armer von J., wie wird er das Wunder zu Wege bringen, in diesem Zustande vor den Augen des strengen Commandeurs zu bestehen?

Mitleidig blickten die anderen Kameraden auf die beiden vorausrückenden Opfer und jeder von ihnen dankte im Stillen inbrünstig der Vorsehung, daß es nicht ihn auf einen dieser Marterplätze getroffen hatte.

Endlich ertönte das Signal „Halt Acht!“ des am Eingange zum Exercierplatze postirten Wiso-Fornisten.

Oberst von K.ritt, wie immer so auch heute, sein getreues Schlachtroß, einen riesigen Braunen mit langen rechts und links förmlich wagrecht absteigenden Ohren, die, wenn der kleine Commandeur von vorne angeritten kam, uneingeweichte Zuseher zu dem Glauben verleiteten, er habe eine riesige Civilerabatte mit absteigenden Zipfeln umgenommen.

Nach abgenommener Meldung über die Zahl der ausgerückten Rotten folgte das übliche Abreiten der Front, sowie eine gepfefferte Kritik über Deckung, Richtung, Säbel- und Gewehrtragen, sowie ein kleines Schnellfeuer von Extrabemerkungen für die im ersten Gliede eingetheilten Offiziere und Feldwebel.

„Herr Major, ein Frontmarsch, der Thurm der V'schen Kirche ist Directionsobject!“

„Mit der Front marschiren!“ Die beiden Flügel, dann die Fahne und Fahnenoffiziere traten sechs Schritte gerade vor die Front des Bataillons.

„Bataillon — marsch!“

Gottlob, die Geschichte ging gut. — Lieutenant v. J., welcher den Kirchthurm wie weiland der Ritter Toggenburg seine Dulcinea starren Auges fixirte, dirigirte den Fahnenführer superb und das Bataillon hinter ihm marschirte in Folge dessen so schnurgerade, daß der „Alte“ nicht umhin konnte, seiner Zufriedenheit durch ein kräftiges „Gut — fort so!“ Ausdruck zu verleihen.

Nur noch hundert Schritte in dieser Weise fort marschirt und der Alte ließ halten und Lieutenant v. J. war nicht nur geborgen, sondern erntete auch noch Lob.

„Hat der Mensch ein unverkündetes Glück!“ dachten die übrigen Kameraden und sahen betrübten Herzens dem Augenblicke entgegen, in welchem die Wahl des Commandeurs sie zur Directionsführung bestimmen würde.

Da wollte es das Unglück, daß die Angebetete des Lieutenants v. J. mit ihren Eltern von der Stadt aus auf der

seitswärts des Exercierplatzes sich hinziehenden Straße einhergefahren kam, und die ganze Gesellschaft auf circa 100 Schritte vom Exercierplatze den Wagen halten ließ, um das interessante militärische Schauspiel sich ruhiger ansehen zu können.

Lieutenant von J., welcher, angeporrt durch das ihm kurz vorher ertheilte Lob, mit ganzer Seele bei der Sache war und unverwandten Auges auf den Kirchthurm blickte, würde wahrscheinlich dieses für ihn so wichtige civile Ereigniß gar nicht bemerkt haben, wenn nicht unglücklicherweise der rechts neben dem Fahnenführer marschirende Lieutenant U., welcher die Insassen des Wagens bemerkt hatte, in der Meinung, seinem Kameraden dadurch einen großen Freundschaftsdienst zu erweisen, ihm leise zugeflüstert hätte: „Du, links auf der Straße steht die Klla im Wagen!“

Kaum hörte der arme von J. diese für ihn so inhaltsschweren Worte, als er Exercierplatz, Direction, die ganze übrige Welt, ja, unglaublich aber wahr, sogar den Regiments-Commandeur Obersten von K. vergaß und auf das so reizend neue Directionsobject mit einer förmlichen „Halblinks-Wendung“ drauf losmarschirte.

Servus Richtung! — Adieu Parallele — aus war's! — Die Front des nachmarschirenden Bataillons war im Nu aus seiner eben noch so schönen Richtung herausgerissen und damit die militärische Boa constrictor fertig.

„Herr Major, halten lassen!“ schrie der Alte in den höchsten Fiskeltönen, indem er zugleich im Galopp auf den aus allen seinen Himmeln gerissenen von J. lossprengte.

Armer von J.! Links von Dir, keine 40 Schritte mehr entfernt die Heißgeliebte, hinter Dir ein militärischer Gallimathias und vor Dir rollenden Auges Dein Regimentscommandeur, Dich mit dem attischsten Satze seiner militärischen Beredsamkeit überschüttend! Ach, wenn es wenigstens damit auch abgethan gewesen wäre, aber dann kam noch gleichsam als Schlusspunkt auf die gesagene Rede, und damit dem Unglücklichen ja kein Tropfen des ihm gereichten Wermuthbechers erspart bleibe, der bittere Nachsatz: „Herr Lieutenant von J., ich gebe Ihnen acht Tage Zeit, um in Ihrer Wohnung über die richtige Führung im Frontmarsche nachzudenken.“

Merkwürdiger Weise schabete diese traurige Episode unserm lieben von J. in seiner Liebesaffaire nicht im Mindesten, denn schon ein halbes Jahr darauf umschloß Hymens Band ihn und sein schönes Liebchen, woraus der Leser ersehen mag, daß auch falsche Direction mitunter zum Ziele führt.

Olympia in Berlin.

Von A. Futari.

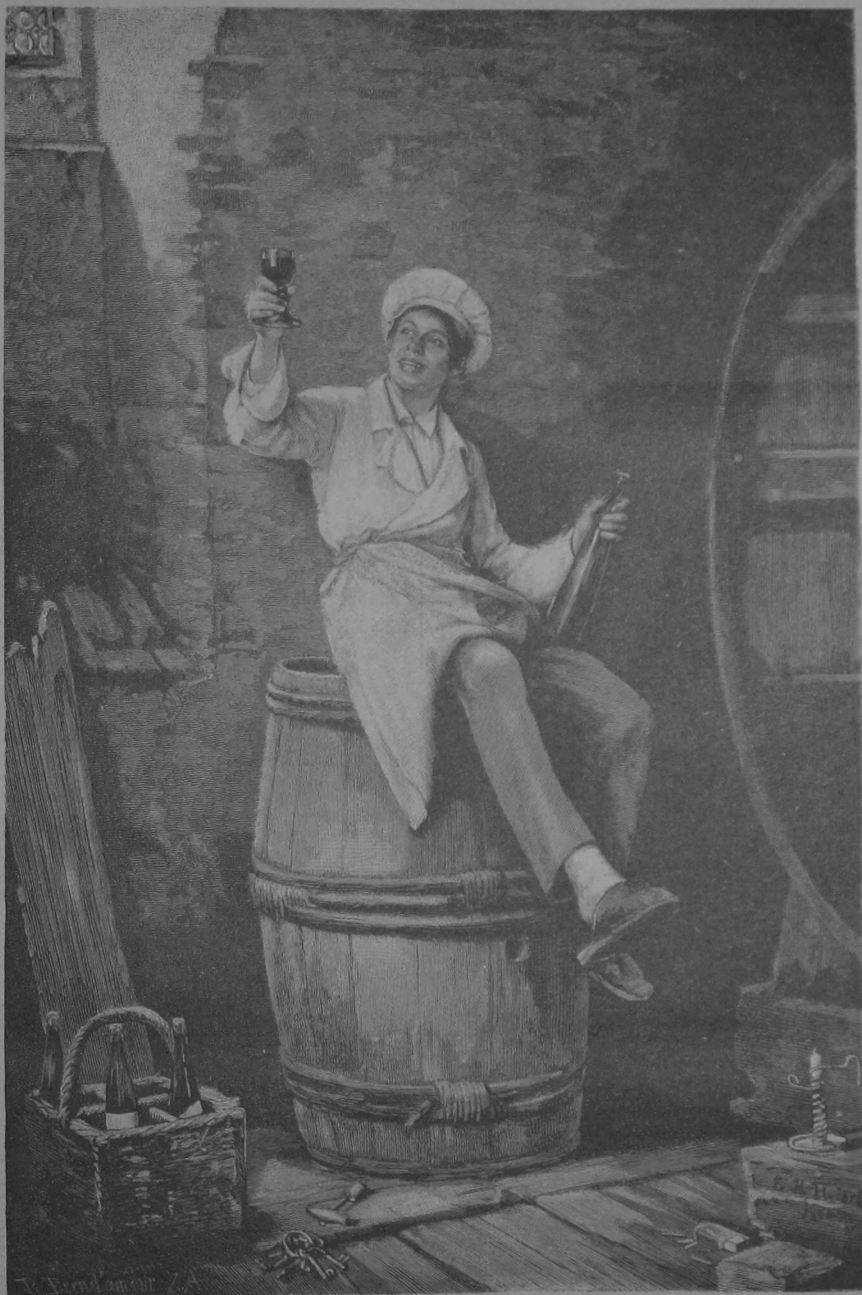
Seit einigen Wochen ist die Aufmerksamkeit der Berliner Künstler und Kunstgelehrten auf jenen einsamen, in stiller Abgeschiedenheit sich abiselt des Berliner Doms ruineulich erhebbenden Bau gerichtet, welchen man seiner eigentlichen Bestimmung nach den Berliner Campo santo genannt hat. Hier sollten sich, so lag es einst in der Absicht des Bauers, die Särge der brandenburgischen Fürsten aus dem Hause Hohenzollern in regelmäßiger Reihe erheben — jene fürstlichen Todten sollten hier eine würdige Grabesstätte finden, während sie heute in verstaubten, halb vermoderten Särgen in der Gruft unterhalb des Domes aufgebahrt liegen in einem Chaos, angefüllt mit Todten- und Mobergeruch, das den Eintretenden mit einem förmlichen Eieshauche anweht. Der Bestimmung des Baumeisters ist die Nachwelt leider nicht gerecht geworden, und die Behörde, welche wohl keine recht zweckmäßige Verwendung für den langgestreckten, aus rohen Ziegelsteinen errichteten Bau ausfindig zu machen wußte, bestimmte denselben schließlich zur Aufnahme der olympischen Ausgrabungen.

Ein glücklicher und zugleich ein unglücklicher Gedanke! Unglücklich, weil die eigentliche Absicht der Verwaltung: durch diese öffentliche Auffstellung die in Olympia gefundenen Schätze der breiten Masse des Volkes zugänglich zu machen, insolge der ungünstigen Lage des Campo santo vereitelt wird. Denn Tausende, welche täglich hier vorübergehen, übersehen leicht das kleine bescheidene Schild mit der Inschrift:

„Olympia-Ausstellung,“ und sicher haben von hundert Berlinern kaum fünf eine Ahnung von der Existenz einer solchen überhaupt. — Glücklicher aber wieder war der Gedanke, welcher die Behörde bei der Wahl der Vertheilung leitete, insofern, als für die hingebende Betrachtung eines solchen klassischen Kunstwerkes eben nichts erwünschter sein kann als die ruhige Abgeschiedenheit eines solch stillen, dem larmenden Getriebe der Reichshauptstadt entrückten Erdwinkels.

Beim Eintreten in den ungewöhnlich langgestreckten Saal, welcher sich einem altgermanischen Pfahlbau nicht unähnlich auf dem Grundstück des Domes hart an dem Ufer der Spree erhebt, streift unser Auge sofort eine lange Reihe gewaltiger Gypsfiguren, welche, wie die erklärenden Schilder verrathen, die Giebelriesen des olympischen Zeustempels darstellen. Doch wir thun gut daran, zuvor dem an der rechten Seite aufgestellten Orientierungsplan einige Blide zu gönnen. Es geschieht dies im Interesse der späteren Würdigung aller Schätze, welche hier unserer harrten.

Der Plan ist im Maßstabe von 1:166% gezeichnet. Wir sehen die Ebene von Olympia vor uns, durchzogen von vielfachen Kanälen und Leitungen, eingeschlossen von den Bächen Kladeos und Alpheios und umrahmt von den in der Ferne sanft sich erhebbenden Hügeln des Kronos- höhenguges. Wichtig für den Besucher der Ausstellung ist insbesondere



Am tiefen Keller. 2

Seht mir doch den kecken Preller,
Wie er haust im tiefen Keller!
Ist der Diener unbelauscht,
Wird die Rolle leicht vertauscht,
Dünkt sich Herr von Faß und Flaschen, —
Geht's doch nicht aus seinen Taschen!

Aus den Winkeln, wo im Dunkeln
Schwere Silberköpfe funkeln
Still bei Cabinet und Stein,
Kennt der Söhm das Beste sein.
Von den Weinchen, die da blinken,
Diener stets den besten trinken.

der Alpheios; denn in dem breiten Bette dieses Baches ist der größte Theil der ausgegrabenen Erde abgelagert worden und nur geringe Ueberreste wurden in den Klados gestürzt und von denselben fortgeschwemmt.

Und wo ist dieses eigentliche Terrain, auf welchem die Ausgrabungen stattgefunden haben, selbst? — höre ich den Leser fragen.

Dieses Gebiet befindet sich inmitten des Planes — inmitten also auch der eben geschilderten Landschaft, aus welcher als das bedeutungsvollste Fundstück der gewaltige Zeustempel aufragt, ein großer dorischer Peripteraltempel *) von 6:13 Säulen, auf drei Stufen, von der Ostseite mittels einer Rampe zugänglich. Um sich einen Begriff von der äußeren Pracht desselben zu machen, stelle man sich vor, daß diese Säulen aus mit feinem Stuck überzogenen Muschelschale bestanden, daß der Unterbau des Tempels dagegen aus Kalkstein und das Dach, die Architektur im Innern des Tempels (der eigentlichen Cella), sowie der plastische Schmuck der beiden Giebelfelder und der sechszwischenfelder (resp. Metopen) über dem Eingang zum Vortempel und zur Hinterhalle aus weißem Marmor gefertigt waren.

Diese beiden Giebelfelder, nach ihrer östlichen Lage Ost- und Westgiebel genannt, sind es nun, denen wir unsere Aufmerksamkeit vornehmlich zuwenden haben. Denn sie bilden die wichtigsten Funde der Ausgrabungen auf olympischem Boden und sind neben dem Praxiteleschen Hermes und der herrlichen Nike des Paionios die kostbarsten Schätze, deren Wiederentdeckung als eine reiche Entschädigung für alle jene unsäglichen Mühen gelten kann, welchen sich deutsche Gelehrte und Künstler opfernd viele Jahre unterworfen haben. Baurath Alder und Ernst Curtius auf der einen, Professor Schaper und Richard Grüttner auf der anderen Seite sind bekanntlich die vornehmsten und eifrigsten Arbeiter an diesem im Interesse der Kunst und der Alterthumsforschung unternommenen Werke. Seit jenen unbeachteten gebliebenen Hinweisen des englischen Archäologen Chandler (in seinem Werke: „Travels in Greece“) auf die mutmaßlichen Fundgruben zu Olympia, seit jener Expedition Frankreichs, welche als einzige Resultate wenige, kaum der Beachtung würdige Reliquien vom Zeustempel heimführte, die heute in einem verstaubten Winkel des Louvre einschlafen — seitdem war Olympia so gut wie vergessen. Da regte 1852 zuerst der deutsche Archäologe Prof. Ernst Curtius von Neuem den Gedanken an, den olympischen Boden zu durchforschen. Ohne Kraft war er für die Ausführung dieses Gedankens, der ihn voll und ganz erfüllte, thätig und erwarbte endlich im Jahre 1875 den Abschluß einer Vereinbarung zwischen der deutschen und der griechischen Staatsbehörde, jene Ausgrabungen betreffend. Deutsche Kräfte — so hieß es in der Abmachung — weihen sich der Erforschung des Bodens, und gelingt es ihnen, die erhofften Kunstschätze an das Tageslicht zu fördern, so sollen sie deren Gipsabgüsse empfangen — die Originale hingegen verbleiben dem Museum zu Athen als griechisches Staatseigentum. So hart diese Bedingungen auch lauteten, so wußte Professor Curtius dennoch unsere Regierung zur Annahme derselben zu bestimmen. Die Hoffnung des deutschen Gelehrten, welche sich auf der Basis gründlicher Forschungen erhob, wurde von ihm so begeistert ausgesprochen, daß die Regierung im Vertrauen auf eine so eindringliche Empfehlung keinen Vorwand nahm, den Contract zu unterzeichnen. Demnach wurde eine Expedition deutscher Archäologen und Künstler, an deren Spitze man Alder und Curtius stellte, nach Olympia entsandt, um den klassischen Erdboden vollständig zu durchwühlen. Nun zeigte sich bald, wie glänzend das Vertrauen unserer Regierung in ihren Gewährsmann sich rechtfertigte: ein unermesslicher Reichtum antiker Marmorergüsse wurde an das Tageslicht gezogen, zur Belehrung Aller, die sich für Kunst und Kunstgeschichte interessieren, zum unschätzblichen Ruhme des genialen deutschen Forschers, der sie dem staubigen Grabe entlohn.

Aber nun erst, nachdem das rauhe Tagewerk in Griechenland beendet, nachdem der olympische Boden vollständig „entmarrt“ worden, begann die Hauptaufgabe des Gelehrten. Die schwierige, scheinbar nie zu lösende Frage trat an ihn heran: wie aus diesen einzelnen Marmorbroden, diesen chaotischen Trümmern, welche als ein riesiger Berg von Gipsabgüssen vor ihm lagen, ein harmonisches Ganze bilden?

Zur Entwirrung dieses Knotens reichte naturgemäß das Wissen des Gelehrten nicht aus; es galt, nunmehr Künstler für das Werk zu gewinnen, deren gründliche Kenntnis der Antike eine Gewähr für ihre Verwendbarkeit in dieser Angelegenheit leistete. Zuerst wurde Professor Schaper herangezogen, da die Zeit desselben jedoch durch anderweitige Thätigkeit allzu sehr in Anspruch genommen war, so willfahrte man seinem Wunsche, ihm nur die Restaurierung des Hermes von Praxiteles zu überlassen und mit der Ausführung der übrigen Arbeiten einen seiner Schüler, den Bildhauer Richard Grüttner zu betrauen. So begannen denn für diesen jungen Künstler die Jahre gemeinsamer Thätigkeit mit den Gelehrten der Olympia-Expedition: während die Professoren

die Werke der Alten und namentlich die descriptiven Aufzeichnungen des Pausanias studirten, um die einzelnen Trümmerteile zu ordnen, ihre ursprüngliche Verwendung ausfindig zu machen, hatte Grüttner danach zu trachten, diese ihm zur Verfügung gestellten einzelnen Theile zu einem harmonisch abgerundeten und dem Geiste der Antike entsprechenden Ganzen auszubilden.

Bei den einzelnen Figuren war dies immerhin eine nicht allzu schwierige Aufgabe. Die Nike des Paionios, jene herrliche Gestalt der Siegesgöttin, welche auf dem durch seine grandiose Einfachheit imponirenden Piedestal, nämlich auf einem in siebenfachem Treppenaufstiege emporragenden Sockel sich erhebt und, den rechten Arm jenseit, mit der gehobenen Linken den flatternden Mantel hält, war leicht zu restauriren. Weitere sich doch das Auge des Künstlers an dieser herrlichen Figur, bei deren Vervollkommen seiner Phantasie ein nicht übermäßig beschränkter Spielraum gelassen ward.

Ungleich größer war die Schwierigkeit, welcher der Künstler und der Gelehrte bei der Restaurierung der beiden Giebelfrieze begegneten. Wie Großes beide Theile hierin geleistet, dies zu ermessen sind wir erst heute voll im Stande, wenn wir den chaotischen Trümmerrhaufen von anno 1876 mit dem vollendeten Werke vergleichen.

Vollendet, heißt es, immer noch nur zum Theil! Dem ganz ausgeführt ist bis jetzt erst der Ostgiebel des Zeustempels, während der Westgiebel (nur in einer Miniaturgröße Grüttners vorliegend) noch der Uebersetzung in die ursprüngliche Größe der Originale harret.

Betrachten wir zuerst den Westgiebel. Derselbe veranschaulicht den Kampf zwischen Lapithen und Kentauren. Bei der Hochzeit des Peirithos entspann sich, wie Pausanias berichtet, die Fehde: die trunkenen Kentauren stürzten sich über die Frauen, welche der Feier als Gäste bewirtheten, und nun eilten deren Männer herbei, um den frechen Eindringlingen zu wehren. Die bildnerische Darstellung dieser Mythe ist das Sujet des Westgiebels. Auf beiden Flügeln des Giebelsfeldes tobt der Kampf, während in der Mitte sich die göttliche Gestalt Apollons erhebt und gleichsam beschwichtigend die Rechte gegen die Streitenden ausstreckt. Ein Kentaur, welcher mit dem linken Arm das geraubte Weib umschlingt, während er mit dem rechten den das Weib gegen ihn schwingenden Fels abzuwehren strebt, ein anderer Kentaur, welcher am Boden kniend den ihn bedrängenden Lapithen durch einen Armstoß verwundet, und ein dritter endlich, welchen sein Gegner beim Schopf gefaßt hat, so daß er wohl oder übel seine Weite fahren lassen muß, bilden den rechten Flügel. Mehrliche Scenen spielen sich auf der anderen Seite ab. Auch hier erblicken wir den Kentaur, welcher ein geraubtes Mädchen umschlingt, während der Mäher mit erhobener Axt auf ihn losstürzt, auch hier ist der kniende Unhold mit einem Lapithen kämpfend zu sehen, auch hier endlich der Kentaur zu finden, welcher die Beute entfliehen läßt, da ihm der Fels ein kurzes Schwert tief in den Leib rennt. Zwei Nymphen, welche bequem gelagert den tobenden Kampf in bejauchlicher Ruhe verfolgen, bilden rechts und links die äußersten Ausläufer des Friezes.

In einem schneidigen Contrast zu der dramatischen Bewegtheit dieser Scenen, welche ihr Dasein vermuthlich einem Schüler des Bildhais mit Namen Akamenes verdanken, während Paionios den Ostgiebel schuf, stehen die Darstellungen in diesem Frieze. Paionios hat hier wohl im Einverständnis mit der Tempelbehörde einen Gegenstand gewählt, der zwar seiner Phantasie wenig Spielraum bot, für die Bedeutung des Gebäudes aber und die Geschichte des Landes nicht passender erdormen werden konnte: den Triumph des Pelops. Beginn doch der Sage gemäß die Geschichte von Olympia mit dem Wagenfrieze des Pelops. Der Kampf selbst konnte im Giebel freilich nicht dargestellt werden; darum wählte Paionios den Augenblick vor dem Beginn, wo Alles gespannt der nahe Entscheidung harret. Zeus steht als Kampfrichter in der Mitte zwischen dem jugendlichen Pelops, dem die Königs-tochter Hippodameia schon als Braut zur Seite steht, und dem trotzig abweichenden Onomaos, dem Landesfürsten, neben welchem Merop steht, das Haupt mit stummendem Ausdruck geneigt; dann folgen rechts und links die Wagenpanne mit den Wagenlenkern. Und während die Ecken des Westgiebels ruhende Nymphen ausfüllen, schließt der Fries des Ostgiebels mit den Gestalten legendärer Flügelfüßler, rechts des Klados und links derjenigen des Alpheios.

Dies sind die beiden Frieze, deren eingehende Betrachtung für jeden Freund bildender Kunst ein hoher Genuß ist; ein Genuß, welcher durch die Restaurationsarbeiten Richard Grüttners uns erhöht wird, denn die strengen Formen des klassischen Alterthums sind uns durch seinen Meißel scheinbar näher gerückt, und mit unübertrefflichem Vergnügen, weil mit größerem Verständnis als vorher, verorten wir uns jetzt in die Betrachtung dieser herrlichen Denkmale einer glänzenden Zeit, zu welcher die griechische Bildhauerkunst ihren höchsten Höhepunkt erreicht hatte. Und wir fühlen uns alsdann gedrängt, den Weiden lebhaftesten Dank zu wissen, deren emsiger, unermüdlicher Fleiß nur die Wiedererweckung dieser Kunstwerke erzeugt hat: Ernst Curtius, dem rastlosen Forscher, und Richard Grüttner, der vermittelst seiner künstlerischen Intuition und Schaffenskraft sich dem genialen Gelehrten als ein congenialer Aemulianus erwies.

*) Peripteraltempel oder Peripteros nennt man ein rings von einer Säulenhülle umgebenes Tempelgebäude, an dessen vorderer und hinterer Seite je sechs und an dessen Langseiten je elf freistehende Säulen angebracht sind.

#

Wie die Oberschlesier hochzeiteten.

Von Emil König.

Nach erlangter Einwilligung der Eltern oder nächsten Verwandten des jungen Paares feierte man die förmliche Verlobung auf folgende Art:

Die Braut suchte sich einen von den Aeltesten der Gemeinde oder von ihren Verwandten zum Vorträger oder Starosten aus. Diesen sowohl wie einige benachbarte Weiber bat sie auf einen Abend, gemeinlich Sonnabend, in das Haus ihrer Eltern. In dieses kam auch der Bräutigam, ebenfalls mit einem Starosten und einigen Zeugen. Diese Zeugen fanden beim Eintritt in die Stube den Tisch mit Brantwein, Brod und Butter oder in deren Ermangelung mit weichem Käse besetzt.

Sobald sich der Starost des Bräutigams durch ein Glas Brantwein gestärkt hatte, fing er bei der Braut und ihren Eltern und Verwandten seine Werbung an. Nachdem er das Jawort erhalten, brachte er diese frohe Nachricht dem Bräutigam, der etwa einen Gulden oder Reichthaler der Braut überschickte, die sich immer unter den anwesenden Weibern zu verbergen suchte, und dem Bräutigam mit einem Rischel (Sträußchen) und einem Tüchel, von ungefähr 10 Sgr. Werth, ein Gegengeschenk machen ließ. Nachdem die Braut herbeigebracht worden und dem Bräutigam die Hand gegeben hatte, wurde dann eine Strafe von 4 bis 5 Rthr. festgesetzt, welche derjenige Theil, der etwa wortbrüchig würde, an die Kirche zahlen mußte. Damit war die Verlobung vorbei. Wollten die Gäste noch verweilen, so gab jeder 1 Sgr. auf Brantwein. Am nächsten Morgen wurde die Verlobung dem Geistlichen der Orts bekannt gemacht, welcher sodann die gewöhnliche Aufbietung verrichtete.

Am Tage der Trauung kamen die erbetenen Gäste in das Haus der Braut, wohin sie schon Tags zuvor ihre Hochzeitsgeschenke geschickt hatten. Dieselben bestanden gemeinlich in einem Brote, einem „Mägel Hirse“ und einer Henne, oft auch statt der Henne in einer Ente oder wohl gar in einer Gans. Im Hochzeitshause fanden die Gäste Brod, Butter, Kuchen und Brantwein, die Braut selbst aber vertrock sich mit den Brautjungfern und den Weibern in der Kammer, oder in Ermangelung derselben in den — Kuhstall.

In der Stube ließen sich Musikanten hören. Sie bekamen von dem Bräutigam für die ganze Hochzeit nur 6 Sgr. Diejenigen aber, welche dreimal nach einander den Vortanz haben wollten, zahlten ihnen „zwei Gräfel“, und wer den Ehrgeiz so weit trieb, sechs mal nach einander als Vortänzer zu figuriren, 1 Sgr. Dafür mußten ihm die Musikanten vorfragen und die Stücke spielen, die er wollte. Eine ordinäre Musik bestand aus einer Violine und einem „Bassettel“, wobei aber Derjenige, welcher den Bass spielte, die linke Hand gar nicht nöthig hatte, indem bei dieser Musik nicht auf Ton und Fingern, sondern bloß auf Tact und Streichen gesehen wurde. Zu einer recht guten Musik gehörte ein Cymbal.

Nachdem die Musikanten den Lärm in dem Hochzeitshause nach ihren Kräften angefangen hatten und alle Gäste versammelt waren, beorderte der Bräutigam seinen Starosten, die Braut aus der Kammer oder aus dem Kuhstalle zu holen. Dieser ging, brachte aber statt der Braut ein altes Weib mit einem Koden. Der Bräutigam nahm dasselbe und machte mit ihm einen kurzen Tanz, erklärte aber bald darauf, daß dies nicht die rechte sei. Die alte Frau klirrte mit Scherben von einem alten Topfe, die sie mitgebracht und suchte den Bräutigam zu überreden, daß dieses eitel Geld und sie sehr reich sei. Allein der Bräutigam hatte darauf zu bestehen, ihm aus der Kammer eine jüngere Schöne zuzuführen, worauf eine Brautjungfer hervorgezogen wurde, die er aber auch verworf.

Dieses Spiel dauerte so lange fort, bis der Bräutigam Geld suchte, etwa 1/2 Rthr. oder einen Floren in die Kammer schickte und sehr angelegentlich um die rechte Frau bitten ließ. Als Gegengeschenk erfolgte ein Kranz und ein Tüchel, ungefähr im Werthe von 10 bis 12 Sgr. Nun endlich ward die Braut aus der Kammer gezogen und dem Bräutigam mit nassen Augen zugeführt. Beide Verlobte knieten mitten in der Stube nieder und empfangen von ihren Eltern den Segen, worauf sie sich dreimal in der Stube herumdrehten und dann in die Kirche zur Trauung gingen. Damit aber nicht die Hegen ihr Spiel trieben, so wurde, besonders wenn man Unrath zu merken glaubte, einer von den Klügsten auf Kundschaft vorausgeschickt, welcher auf Alles, vorzüglich aber darauf Achtung zu geben hatte, daß Niemand die Glode berührte und dadurch Teufelsbannerei verursachte.

Da auch allgemein geglaubt wurde, daß, wenn zwischen Braut und Bräutigam oder den anderen Hochzeitsgästen eine Oeffnung, durch die man sehen konnte, gelassen würde, sie gar leicht begehrt werden könnten, so drängten sich die Hochzeitsgäste und Braut und Bräutigam so nahe und so dicht als nur immer möglich zusammen. Wer dieses unterließ, dem wurde es für eine Dummheit angerechnet. Nach der Trauung wurde ein Abgesandter in's Hochzeitshaus geschickt, um zu fragen, ob die Köchin mit dem Essen fertig sei. Wurde die Frage bejaht und war der Kretscham (das Wirthshaus) von dem Hochzeitshause weit entfernt, so wurde sogleich zu Tische geist. Außer diesem ging der Zug aus der Kirche gerade Weges in den Kretscham.

Bei Leuten, die in guten Verhältnissen waren, befand sich auf jedem Tische, deren drei, vier bis fünf gedeckt waren, Brot, Butter, Käse und Brantwein, bei Unvermögenden ein, bei Reicheren aber zwei Quart. Die Hochzeitbitter, welche beim Einladen der Gäste ein besonderes Formular auswendig lernen mußten, wurden zum Auftragen der Speisen und zum Bedienen der Gäste gebraucht. Die schon erwähnten Starosten holten aus dem Hofe Bretter und Klöße und machten damit sogleich um jeden Tisch Bänke.

Die Speisen folgten in nachstehender Ordnung: Rindsuppe mit Erbsen, Rindfleisch, die zweite Suppe mit Hirse und Kalbsknochen, abermals Kalbsknochen, die dritte Suppe mit Haidegraupe und gebadenem Obst, Gänsegeldbrühe, Rindbraten, Hirse, welche, wenn hoch geschmauselt wurde, mit Honig bestrichen und mit Pfefferkuchen bestreut wurde, Gänsebraten, Sauerkraut und auf jeden Tisch eine Bratwurst von der Länge einer Elle. Zum Beschluß ein Krug Bier, eine Flasche Brantwein und Kuchen, deren auf jeden Tisch zwei gegeben wurden. Hiermit hörten die Traktamente auf; wer nach Tische noch trinken wollte, mußte Bier und Brantwein bezahlen.

Nachdem das letzte Gericht aufgetragen worden war, kam die Köchin, den Arm mit einem schmutzigen Lumpen umwickelt und in der Hand einen Kochlöffel, klagte, daß sie sich den Arm verbrannt habe und bat um eine Gabe. Sie bekam von Jedem 1/2 Kreuzer, von Freigebigen 1 Gröschel.

Sobald die Gäste vom Tische aufstanden, wurden ihre Sitze wieder in den Hof geragen.

Unmittelbar nach dem Essen suchte die Brautjungfer so geschwind als möglich einen Besen und kehrte die Knochen aus der Stube. Vergah sie es, so that es der Brautdiener, dem sie als Strafe dafür 1 1/2 Sgr. auf Brantwein geben mußte. Nun ging das Tanzen an, das theils im Hochzeitshause, theils im Kretscham bis zum folgenden Morgen dauerte. Das sogenannte Hauben geschah erst am zweiten Hochzeitstage gegen Abend.

Noch einmal!

Nur einmal noch möcht ich Dich sehen,
Bevor ich scheiden muß,
Noch einen Blick von Dir ersehen
Und tauschen einen Kuß!

Möcht' einmal noch die Wege gehen
Mit Dir zum grünen Wald;
Er sah' mein Liebesglück entstehen,
Das, ach, dahin so bald.

Noch einmal Deiner Stimme lauschen,
Die süß zum Herzen dringt,
Erlebend wie der Quelle Rauschen
An's Ohr des Wand'lers klingt!

Nur einmal noch möcht ich Dich sehen,
Bevor ich scheiden muß. — — —
Noch gebt's für uns kein Wiedersehn,
Nimm denn den letzten Gruß!

Sprüche von Haul Hense.

Das ist unselige Minne,
Wenn Weiber das Herz Dir rühren,
Bei denen Gemüth und Sinne
Getrennte Wirtschaft führen.

Liebe bringt uns um Ackerband:
Um Zeit, Geld, Reputation und Verstand . . .
Wer nur mit dem Bankrott nicht endet,
Hat nie eintäglicher verschwendet.

Der Maler Wassili Wereschtschagin.

(Mit Portrait.)

Wereschtschagin gehört zu denjenigen Malern der neueren Zeit, die um einer künstlerischen Specialität willen sich eine Mahregelung gefallen lassen mußten. Die Lebensgeschichte dieses Mannes ist von ganz besonderem, theilweise pikantem Interesse. Man erinnert sich wohl noch seines ersten Auftretens nach dem letzten russisch-türkischen Kriege; da stellte er plötzlich eine ganze Reihe von Gemälden aus, die allgemeines Interesse erregten: es waren meist wilde Scenen aus dem Kriegesleben. So trug Lebenswahr hatte noch keiner den Krieg gemalt. In drei Welttheilen hat er sehen und malen gelernt, erst als Marine-Offizier, dann als künstlerischer Attaché russischer Generalsstäbe in Mittel-Osten und auf der Balkan-Halbinsel. Da wuchs er auf, wild wie ein künstlerischer Landsknecht. Er froh und schwitzte und blutete sogar mit seinen kämpfenden Kameraden, er lag mit ihnen unter den schweißigen Wüstengelsten Infanteristen und in den versteinerten Laufgräben am Scharifa und vor Plewna. Da bekam er das warme, fühlende Herz für sie und wurde Eins mit ihnen. Dabei blieb er auch als Künstler Naturmensch durch und durch. Auf der Balkan-Halbinsel hat er den furchtbaren Massenmord vom Anfang bis zum Ende mitgemacht, sah mitten in der Schlachtlinie vor der feuerpeinenden Grivica-Redoute und skizzierte mit kalter Hand. Er ging trotz der ärztlichen Warnungen in die verpesteten Hospitäler, in denen der Spitalbrand wüthete, die qualmende Cigarre im Munde. Auf den Verbandplätzen lernte er die Wunden kennen und Menschenqual tagiren. Diese Eindrücke sind es, die er in seinen Kriegsbildern wiedergibt. „Ich male keinen schönen Krieg,“ sagte er, „ich habe einen häßlichen Krieg gesehen und ich male nur, was ich gesehen habe; nur etwas weniger, aber mehr gewiß nicht.“ Seine Kunst ist eine aufrichtige, eine Gewissenkunst; er hält es für seine Pflicht, der Welt die Leiden zu zeigen, in welche sie sich durch den Krieg führt. Da, in die Laufgräben blickt hinein, wo die armen elenden Kurabrufer auf dem Bauche liegen, zerlumpt, verhungert, erkrankt, das Commando erwartend, das sie zu Tausenden in den Tod heßt. Und über jenes Feld blickt hin, das mit dreizehnhundert nackten verstümmelten Leichen bedeckt ist, über welche der Pope im schwarzlammetenen, silbergefrähten Talar, Thränen im Auge, das weibliche Rauchsah schwingt, ehe sie nothdürftig eingescharrt werden. Auf dem Schnee des

Eden Feldes liegen verstreut Gefallene und Verwundete, einen erschrittenen Blick auf den Lippen, eine verzweifelte Barmhertzigkeit in der geballten Faust, Russen und Türken durcheinander; so lebenswahr ist der Tod noch nie gemalt worden. Und dort, jenseits großer weißer Bild, es stellt die Landstraße dar, welche von Plewna zur Donau führt. Sie ist fünfzig Kilometer lang und ganz beherrscht mit erschrittenen türkischen Gefangenen. Unter dem winterlich kalten blauen Himmel spielt, so weit das Auge reicht, der Schnee in glitzernden Lichtern und blauen Schatten. Er ist gestampft von den Hufen der Pferde und den Gemüthstischen der Soldaten. Vergilbt und verbräunt brechen nur einzelne Büschel von Haselzweigen und bürre Sträucher durch die weiße Decke der Landschaft. Eine Reihe fahler Telegraphenstangen zieht sich in den Hintergrund hinein und auf den Drähten hängen sich wie reißende überfüllte Netze, während andere nimmermüde die erschrittenen und erschrittenen Türkenleichen umschwärmen, welche in ihren Lumpen umherliegen, wie sie der grimme Frost niedergestreckt.

Wassili Wereschtschagin.

Die Phänomene des Frostes sind überhaupt eine Specialität Wereschtschagins. Der mörderische Kampf gegen die Kälte bietet ihm unerschöpfliches Material an Motiven. Er ist ein Schneemaler ersten Ranges und diese „weiß auf weiß“ gemalten Bilder sind in ihrer Art Meisterwerke. Da steht eine Schildwache in ihrem elenden Mantel, die Kapuze über den Kopf gezogen, Gewehr im Arm, die Hände in die Knieel geschoben, in sich zusammengezogen vor Kälte, bis über die Knie im Schnee. Es erhebt sich ein Sturm, die ganze Natur wird in einem furchtbaren Schneewirbel durcheinander gewirrt, der Schnee blüht die Schildwache ein und wird immer höher, er steigt an ihr hinan wie die Meereswoge zur Fluthzeit, er wird den unbeweglichen Mann zuletzt ganz verwehen und bedecken. „Der letzte Halt“ heißt ein anderes Bild. „Der Schnee vergrub die Leichen“, sagt der Katalog, „und nur an mancher Stelle starrte eine Hand oder ein Fuß hervor.“ Schauerlich ist auch ein Verwundeten-Transport mit Ochsenwagen auf staubiger Straße. Dagegen ist ein als Nothhospital verwendetes türkisches Haus voll verschmachteter Kosaken weit, weit schauerlicher.

Man hat dem Künstler den Vorwurf gemacht, daß er sich dem Grauensvollen zu sehr hingebe. Er antwortete darauf, seine Bilder seien

immer nur noch leichte Anspielungen auf die haarsträubende Wirklichkeit, deren Zeuge er gewesen. Er verpackte sich übrigens dagegen, als hätte er mit der Tendenz gemalt, gewissermaßen einen empörenden Protest gegen die Gräuelt des Krieges zu erheben. Er habe als Maler nur an's Malen gedacht, nicht an irgend welche Tendenzen.

Zweimal hat Weretschagin im Wiener Künstlerhause seine Gemälde ausgestellt: als er das erste Mal ersahen, erregten seine Kriegsbilder Grauen und Bewunderung. Nun aber brachte er das zweite Mal auch Bilder anderer Art, denen leichter eine Tendenz unterlegt werden konnte, so die Kolossalbilder: „Unterdrückung des indischen Aufstandes durch die Engländer“, „Strafe der Verschwörer bei den Russen“. Wir sehen, wie die Russen die Verschwörer auf Galgen, welche in langer Reihe dastehen, aufknüpfen, und wie die Engländer die Aufständischen in langer Reihe vor Kanonen binden, um sie vom Leben zum Tode zu befördern.

Außerdem aber hatte er seine Kunst in den Dienst der Heiligen Geschichte gestellt und Bilder aus dem Leben Jesu und dessen Familie gemalt, die an Realität alles Vorhandene hinter sich ließen und mit den katholischen Exaltationen im schärfsten Widerspruch standen. — Die heilige Familie stellte er ganz menschlich dar: Jesus unter sechs Geschwistern etc.

Diese Bilder erregten in Wien von dem Augenblicke an das größte und peinlichste Aufsehen, als die hohe Geistlichkeit einen Protest dagegen

erhob und der Fürst-Erzbischof selbst das Interdict darüber aussprach. Während nun aus Neugier die vornehme Welt Wiens in die Weretschagin-Ausstellung drängte, um die verurtheilten Gemälde zu sehen, wurde in der Universitätskirche bei den P. P. Jesuiten eine Sühnmesse abgehalten, in der Absicht, „für die durch die Weretschagin'schen Bilder angerichtete Blasphemie und für das dadurch gegebene Aergerniß Sühnung und Genugthuung zu leisten“. Weretschagin entfernte jedoch trotz Alledem die betreffenden Bilder nicht, nur er selbst reiste von Wien ab nach Paris und erließ von dort aus gebarniste Entgegnungen gegen die öffentliche Erklärung des Fürst-Erzbischofs Ganglbauer.

Damit nicht genug, es geschah das noch nicht Dagewesene, daß an einem Tage in allen katholischen Kirchen Wiens einschließlich dem Stephansdom, unter dem Andrang Tausender, bis zu den Mitgliefern des Kaiserhauses, Sühn- und Reinigungsgottesdienste abgehalten wurden, um Wien und die katholische Kirche von der Schmach und Lästerung durch die Weretschagin'schen Bilder zu befreien.

Vom rein künstlerischen Standpunkte konnte Weretschagin gewiß nicht verwehrt werden, die Heiligengeschichte in seinem Sinne darzustellen, aber eine Tactlosigkeit war es jedenfalls, daß er die gemalten Beeren Ernst Menans gerade in Wien ausstellte. Nur freilich urtheilen Kunstverständige, daß diese beanstandeten Bilder das Aufsehen, das man darum gemacht, gar nicht werth seien.

Schlesische Chronik.

Breslau. Der schlesische Provinzial-Landtag hat als Beihilfe zur Renovation des Taunigen-Denkmals in Breslau 12 000 Mk. bewilligt. Ebenso hat der Provinzial-Landtag folgende Anträge seiner V. Commission angenommen: 1. „Dem Landesrath Stäwie die erbetene Entlassung aus dem Provinzialdienste zu ertheilen“, 2. „den Landesrath Winkler zum Landes Syndikus zu ernennen“, 3. „in Wiederbesetzung der beiden ausgedienten Oberbeamtenstellen zu wählen: a. den Staatsanwalt Heinrich Träger in Oppeln unter Gewährung eines Anfangsgehaltes von 4500 Mark unter Anrechnung einer pensionfähigen Dienstzeit vom 8. Juli 1871; und zweier. b. Kreisjahre, unter Gewährung eines Wohnungsgeldzuschusses von 66 Mark, der normalmäßigen Alterszulagen von 560 Mark nach Ablauf von je drei Jahren und unter B. sicherung der reglementsmäßigen Umzugskosten; c. den Gerichtsassessor Gotthard Schöber in Groß-Glogau unter Gewährung eines Anfangsgehaltes von 4500 Mark, unter Anrechnung einer pensionfähigen Dienstzeit vom 30. October 1876, unter Gewährung eines Wohnungsgeldzuschusses von 660 Mark, der normalmäßigen Alterszulagen von 560 Mark nach Ablauf von je drei Jahren und unter Aufrechterhaltung der reglementsmäßigen Umzugskosten.“

Neue Einwohnerzahlen in Schlefien. In nachverzeichneten schlesischen Städten hat die neue Volkszählung die dabei verzeichneten Einwohnerzahlen ergeben:

Breslau 298 693, Liegnitz 43 01, Lauban 11 331, Löwenberg 4750, Trebitz 4925, Trautenstein 8184, Mittelwalde 2682, Lewin 1579, Ottmachau 3756, Polnisch-Wartenberg 2291, Neisse 21 215, Oppeln 15 782, Ratibor 19 516, Groß-Strehlitz 4114, Vietelsham 387, Ratibor 15 322, Schweidnitz 23 775, Görlitz 55 120, Gleiwitz 17 450, Pirschberg 15 623, Glogau 20 033, Czerkawitz 11 789, Zauer 11 212, Greiffenberg 3307, Herrnsdorf 2119, Guben 4334, Strehlen 8855, Nieder-Wiesengiersdorf 3483, Ober-Wiesengiersdorf 1401, Friedberg am Queis 5598, Landsberg 1936, Freiburg 9025, Freibitz 4104, Friedberg am Queis 2708, Weiskirchen 6124, Neustadt i. Oberchl. 16092, Neutun 22 811.

Bayern. Um die hiesige Bürgermeisterei haben sich im Ganzen 152 Bewerber gemeldet. Es befinden sich darunter: 21 Bürgermeister, 1 Beigeordneter, 3 Stadträthe, 1 Landrath a. D., 23 Referendare, 2 Assessoren, 3 Doctoren der Jurisprudenz, 4 Doctoren der Philosophie, 15 ehemalige Offiziere (darunter 1 Oberst, 2 Majors und 5 Hauptleute), 1 activer Offizier, 2 Leutnants, 1 Polizeileutnant, 1 Amtsanwalt, 4 Kreis-Auswahls-Secretaire, 1 Handels-Secretair, 2 Verwaltungs-, 1 Gerichts-, 1 Magistrats- und 1 Amts-Secretair, 1 Baumeister, 1 Buchhändler, 1 Redacteur, 1 Schriftsteller, 1 Oeffentlichkeits-Director, 1 Kaufmann, 2 Polizei-Commissare, 2 Casarthe-Inspectoren, 1 städtischer Controleur, 1 Registrator, 1 Gerichts-Assistent, 1 Reg.-Supernumerar, 1 Güter-Expeditions-Vorsteher und Hauptmann a. D., 1 Gemeinde-Vorsteher, 2 Lehrer, 1 Förster, 1 Privatier etc.

Gleiwitz. Wegen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz befand sich am 10. December vor der hiesigen 1. Strafkammer der Fleischermeister Bornroslo aus Gleiwitz auf der Anklagebank. Am 30. Juli wurde beim Ankagellen aus dem Wochenmarkte zu Gabyge unter dem Verkaufstische eine Quantität verfaultes und schmieriges Fleisch von dem Fleischermeister Bornroslo aus Gleiwitz vorgefunden. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten zu 14 Tagen Gefängnis.

Archäologisches. In Ober-Tillendorf hat man auf dem neuen Friedhofe einen Begräbnisplatz aus vorchristlicher Zeit entdeckt; etwa 1/2 Meter unter der Erdoberfläche wurden 20 mit menschlichen Gebeinen angefüllte Urnen gefunden; die meisten Urnen sind beim Ausheben zerbrochen worden. (Wie gewöhnlich, da solche Ausgrabungen unter fachverständiger Leitung erfolgen.)

Neue schlesische Karten. Die kartographische Abtheilung der königlichen Landes-Vermessung in Berlin macht bekannt: Im Anschluss an die diesseitige Anzeige vom 3. October 1885 wird hierdurch bekannt gemacht, daß ferner nachstehend genannte Sectionen: Nr. 449 Schweidnitz, Nr. 476 Grottkau, Nr. 497 Neisse, Nr. 499 Kofel, Nr. 500 Gleiwitz und Nr. 538 Pleß durch die kartographische Abtheilung bearbeitet und dem Debit übergeben worden sind. Diefelben bringen zur Darstellung: Sect. 449: Theile des Regierungsbezirks Breslau; Sect. 476: Theile der Regierungsbezirke Breslau und Oppeln; Sect. 497: Theile der Regierungsbezirke Breslau und Oppeln und Theile von Oesterreich; Sect. 499 und Sect. 500: Theile des Regierungsbezirks Oppeln; Sect. 538: Theile des Regierungsbezirks Oppeln und Theile von Oesterreich. Die gedachten Sectionen können durch jede Buch- und Landkarten-Handlung zum Preise von 1 Mk. 50 Pf. pro Blatt bezogen werden. Der General-Commissions Debit ist der Simon Schropp'schen Hof-Landkarten-Handlung in Berlin, Charlottenstraße Nr. 61, übertragen.

Schlesisches Trinker-Ayl. Im ersten Viertel des laufenden Jahres soll das „erste schlesische Trinker-Ayl“ in Nieder-Leipe, Kreis Zauer, eröffnet werden. Dasselbe wird den Charakter einer Hellanstalt nach dem Muster der Ayls zu Lintorf bei Duisburg in der Rheinproving tragen. Der Eintritt und Austritt der daselbst Hülfe und Heilung suchenden Trunkfälligen wird ein völlig freiwilliger sein. Die jährliche Pension soll je nach den Vermögensverhältnissen pro Person 120, 180, 250 oder 300 Mark betragen, da zunächst die weniger Bemittelten Hülfe gebracht werden soll. — Seitens des Vorstandes des evangelischen Vereins zur Errichtung schlesischer Trinker-Ayls werden nun die Angehörigen von Trunkfälligen, einzelne begüterte Menschenfreunde, Vereins- und Gemeinde-Vorstände ersucht, diesem Unternehmen ihre Hülfe zuwenden zu wollen, indem sie baldigst ihnen bekannte Trunkfällige bewegen, Heilung von ihren verderblichen Gewohnheiten dort zu suchen, ihre Anmeldung vermitteln, event. die geringe Pension aufbringen. Einem in der Pflege und Heilbarkeit Trunkfälliger erfahrenden Diakon wird die specielle Leitung des Ayls übertragen werden. Die Aufnahme-Anmeldungen werden zur weiteren Veranlassung an den Pastor Göbel in Liegnitz erbeten.

Immer schlechter gemüthlich. Das Amtsvorsteheramt in Olshau hatte, in Folge Requisition des Amtsgerichts Ratibor, eine Person an die dasige Gefängnis-Inspection abzugeben und wurde die betreffende Person mittels Transporteurs dahin gewiesen; dieselben kamen mit dem letzten Eisenbahnzuge an. Statt sich folglich in die Gefängnis-Inspection zu begeben, zogen dieselben vor, in einem Gasthaus einzutreten, woselbst sie, nach eingemommener Stärkung, welche der Transporteur bezahlte, auch nächtigen. Am andern Morgen hat der Eingekerkerte den Transporteur, er möge ihm gestatten auf kurze Zeit zu einem Rechtsanwalte gehen zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde. — Der Transportat kam jedoch nicht mehr wieder.

Ein anderer Fall von Gemüthlichkeit kostete einem Fuhrwerksbesitzer aus Trynel sein Fuhrwerk. Derselbe hatte von Beuthen aus mit seinem Gespann den Weg nach Gleiwitz in den Abendstunden zurückzulegen. Unterwegs gestellte sich ein Unbekannter zu ihm, der um Aufnahme bat und auch bereitwillig einen Platz auf dem Fuhrwerk erhielt. In Gabyge angelangt, stieg der Besizer vom Wagen, um sich einige Erfrischungen aneignen zu lassen. Diesen Moment benutzte der Fremde, um mit dem Gespann auf Zimmerwiedersehen davon zu fahren. Als der Fuhrwerksbesitzer zurückkehrte, mußte er zu seinem größten Schrecken die traurige Erfahrung machen, daß er einem Gauner in die Hände gefallen war.

für's Haus.

Hämoglobin ist das neueste — Wundermittel, welches in den „Zetiden“ oder Pforten eines blühenden Apothekers alle Blutarmen und Bleichfüchtigen beglücken soll. Hämoglobin ist „wasserlösliches Blutextract“, welches das natürliche Hämoglobin-Eisencitrat des Blutes unverändert enthält und frei von den im Blut enthaltenen schädlichen Absonderungsstoffen ist, und die Pforten enthalten, wie Dr. Emmerich und Max von Pettenkofer beschreiben, durchschnittlich 1,5 Gramm Hämoglobin. Es fragt sich nun, aus welcher Art von Blut — Kinder-, Schaf-, Pferde- oder gar Menschenblut — das Hämoglobin extrahiert wird, welches die armen Kranken trinken sollen.

Eiweiß in Nahrungsmitteln. Verdaulicher Eiweißstoff, dieser köstlichste Nahrungstoff, ist in verdaulichem Zustande in nachverzeichneten Nahrungsmitteln in den dabei genannten Procenten enthalten: Kaviar 2,58, geräucherter Schinken 18,9, frisches Schenfleisch 18,5, Hühnerfleisch 16,6, Hühner-Eiweiß 13,5, Hühner-Eigelb 18,0, condenierte Milch 8,8, entölter Cacao 8,2, schwarzbrot 8,0, Weißbrot 7,2, Kinder-Biscuit 6,7, Aukern 5,8, Kuhmilch 4,0 Procent.

Wie man Gänseleberwurst macht. Man nimmt 3 Gänselebern, von denen eine in kleine Würfel geschnitten, die andern ganz fein gewiegt werden. Hierauf wird 70 g Speck, welcher vorher $\frac{1}{4}$ Stunde kochen muß, mit einer Zwiebel, ein wenig Petersilie fein gewiegt und gehackt, $\frac{1}{2}$ kg Schweinefleisch von Kopfe wie gehackt und mit dem inzwischen gebliebenen Speck und Zwiebel so fein wie möglich gewiegt. — Nun wird die Leber und das Gewiege, mit Ausnahme der in Würfel geschnittenen Leber, in eine Schüssel getan, Salz, weißer Pfeffer, gehackte Nelken, ein wenig Thymian darunter gemengt und zuletzt die würstliche Leber. Diese Masse wird in weite Rindsdärme gefüllt, in der Länge von $\frac{1}{3}$ m unterbunden und so lange in der Brüh gelassen, in welcher Speck und Fleisch gehackt worden, bis die Würste, ohne zu kochen, in die Höhe kommen, was ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde Zeit beansprucht. — Läuft, wenn mit einem hölzernen in eine Wurst gestochen wird, helle Brüh heraus, so sind sie fertig. Am andern Tage werden die Würste 24 Stunden in den Rauch gehängt und kalt verspeist.

Nährwerth der Milch. Vollmilch hält an Wasser 87,5 Procent, abgerahmte Milch 90,7 Procent, Buttermilch 90,6 Procent. Kälse- und Gierstoff hat Vollmilch 3,4 Procent, abgerahmte Milch 3,1 Procent, Buttermilch 4,6 Procent. Fett hat Vollmilch 3,6 Procent, abgerahmte Milch 0,7 Procent, Buttermilch 0,7 Procent. Folglich ist Buttermilch fast noch nahrhafter als abgerahmte Milch, und sie ist sehr gesund als Getränk.

Wie man Quacksilber macht. $1\frac{1}{2}$ kg Schweinefleisch und 1 kg Rindfleisch wird zusammen nicht zu fein gehackt, dann $\frac{1}{2}$ kg fein gewürfelte Speck, feiner weißer Pfeffer, Nelken, Salz und für 5 Pf. Salpeter dazu getan. Diese Masse wird nun tüchtig auf einem Brett geknetet, ein Schöpfloß kaltes Wasser, oder besser noch rother Wein dazu gegeben, das Ganze in passende Rindsdärme gefüllt, diese mit Bindfaden gut gebunden und andern Tages in den Rauch gehängt. — Die Würstchen dürfen nur fingerlang sein und werden, wenn sie aus dem Rauche kommen, in heißes Wasser gelegt, bis sie in die Höhe schwimmen, was ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde dauern wird; sie können nun kalt oder warm gegessen werden und halten sich 4–6 Wochen.

Allerlei Heiteres.

Der Herr General. Ein alter General der Artillerie war so taub, daß, als der Pulverturm seiner Garnison in die Luft flog, er ärgerlich vom Sopha aufsprang und mit lauter Stimme rief: „Herreina!“

Münchhausen in Amerika. Wie in Amerika so Vieles riesigere Dimensionen annimmt, als in der alten Welt, so auch die Münchhausenfaden. Ein Mann weit hinten aus Dakota schildert an einem New-Yorker Wirthshausbäuer die Größe der Farmen in seinem Heimatsstaate: „Wenn Einer bei uns so seine Furchen lang gefäht hat auf unseren Riesenschlägen, dann geht er ruhig ans andere Ende zurück und fängt an zu schneiden, denn vor der Ernte ist er schwerlich zurück! Und eine Farm haben wir, die gehört einem Freunde von mir. Der nahm eine Hypothek auf und ließ sie eintragen. Nun, ehe er allenthalben herum war und die Eintragungen bewirkt hatte, war die Hypothek schon fällig. Die Farm ist nämlich in Grafschaften zerlegt!“ Ein Gemurmel des Stammens unterbricht den Erzähler. „Ja, und dann,“ fährt dieser kühl fort, „bekam ich neulich, eben als ich hierher abreiste, einen Brief von einem Mann, der in meinem Gartenhaus wohnt. Der Brief war 14 Tage unterwegs gewesen — Tag und Nacht.“ — „Entfernungen sind wohl da bei Euch hübsch weit, was?“ fragte Einer. „Ja, ja,“ sagt der Dakota-Mann; „das Schlimmste ist, daß das Familienleben darunter leidet. Wie ich mal zum Nachbar kam, fand ich die ganze Familie in Verzweiflung, Frauen kreischten, Kinder wimmerten, Hunde heulten. Ich fragte, was geschehen sei? Die Antwort war: Papa ist mal in den Hof gegangen, die Tauben füttern, und ist seit acht Tagen noch nicht zurück; wenn ihm nur kein Unglück zugefallen ist! Dabei lag der Hof dicht am Hause!“

Gut bedient. Einer der großen Londoner Herrenschneider, welcher auch die Ehre hat, den Prinzen von Wales zu bedienen, kutschte unlängst in seiner Equipage mitten unter denen der eleganten Welt im Hyde-Park. Da rief ihm ein hochgeborener Gent von ihm, der das über nahm, plötzlich mit schallender Stimme zu: „Ed, Mr. P., sehen Sie doch mal, dieser Lieberred hier, den ich von Ihnen habe, will gar nicht sitzen.“ Mr. P. hing ruhig von seinem Sitz herab und bat Et. Hoheit, eine Secunde Hülfe zu leisten. Er ging um ihn herum und betrachtete von allen Seiten aufmerksam das Eipen des Valetts. „Ja, Eure Hoheit haben Recht,“ erklärte er endlich und zog ein Stückchen Kreide aus der Westentasche, „hier muß der Rock etwas eingenommen werden, und hier, und hier!“ Und bei jedem „Hier“ machte er dem hohen Herrn bide fette Kreidestriche auf den Rock, während sich eine lachende Corona um seine Sammelte. „So, wenn Eure Hoheit sich jetzt nach meinem Meier bemühen wollen, aber ohne unterwegs die Kreidestriche verlöschen zu lassen, so wird mein Berführer auf der Stelle die nothwendigen Änderungen vornehmen!“ erklärte endlich ergriffen der Gentleman-Taylor, wackelschritt sich mit einer tiefen Verbeugung und kutschte davon. Der Verzeig aber stand wie eine bemalte Kräh verdupt da und entzog sich dann durch eine rasche Blat der Heiterkeit der Anstehenden. Er soll nie wieder Mr. P. unterwegs mit „talking shop“ befehligen haben.

Richard Wagner und Alexander Dumas. Eines Tages besuchte Dumas Wagner, welcher ihn in einem Costüm des Mittelalters, das er stets beim Componiren zu tragen pflegte, empfing. Alexander Dumas fand das sehr befalligend und sagte: „Sie sind ja gerade angekleidet, um den Gelehrten spielen zu können.“ Wagner verdroß dies ein wenig, derselbe besuchte aber doch auf einer Reise nach Paris Dumas, welcher ihn eine geraume Zeit warten ließ, bevor er ihn begrüßte. Endlich erschien Dumas in einem prächtigen großblumigen Hausrock, einem Kettungsgürtel aus Korl um den Leib, einem Helm mit Fiebern auf dem Kopfe und riesige Kanonenhülsen an den Hüften. „Verzeihen Sie, daß ich mich in meinem Arbeits-Costüm präsentire,“ sagte er — „ohne dasselbe könnte ich nichts fertig bringen.“

Spiele und Denkaufgaben.

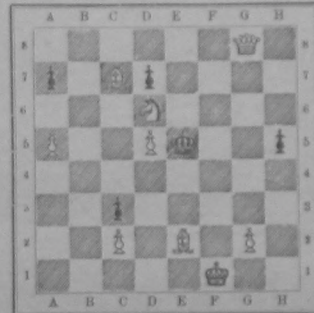
Schach.

(Redigirt von J. Mindwiz in Leipzig.)

Aufgabe Nr. 10.

Von R. Kondeit in Paris.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Rebus.

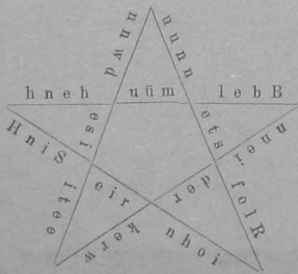


Kreuz-Arithmogryph von Victoria Schröder.

6	4	15	7	16	17	1	7	8	18	9	12	3	12	4	6	19
16	9	13	2	6	8	2	8	9	8	20	4	2	8	15	2	6
3	7	10	10	2	6	8	9	14	18	13	3	13	6	9	4	10
17	6	11	2	15	6	11	14	18	6	4	2	14	5	2	6	13
13	9	19	3	14	18	10	2	13	13	2	6	16	11	8	19	2
						2	2	3	22	2						
						9	3	13	2	6						
						12	11	6	5	2						
						3	22	9	13	20						
						22	16	4	13	7						
						18	7	10	2	6						

- 1) ein Vulkan,
- 2) eine Münze,
- 3) ein deutscher Held,
- 4) eine Insel,
- 5) ein Kriegshafen,
- 6) eine Göttin,
- 7) ein deutscher Kaiser,
- 8) ein Mann, der für die Beleuchtung sorgt,
- 9) eine Shakespeare'sche Dichtung (ergibt die senkrechte Mittelreihe),
- 10) ein deutscher Dichter,
- 11) ein Falter,
- 12) ein Insekt,
- 13) eine Blume,
- 14) ein Baum,
- 15) ein Vogel,
- 16) ein heidnischer Gott,
- 17) ein Dichter.

Magisches Pentagramm von Paul Ehrlich.



Beginnt man an der richtigen Stelle, so ergeben sich durch Auslassen immer je eines Buchstaben nach zweimaligem Rundgange zwei Zeilen eines Goethe'schen Gedichtes.

Silbenrätzel von Johannes Lindner.

be, burg, ci, da, e, el, eg, gi, ham, ham, be, i, il, il, li, mil, men, ma, mont, ni, ne, ne, na, ri, ro, se, tis, ring, tro.

Aus diesen Silben sollen 13 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines deutschen Dichters und deren Reichen folgende Gegenstände ergeben: 1. eine norddeutsche Stadt, 2. einen Strom, woran sie liegt, 3. einen weiblichen Vornamen, 4. einen Körpertheil, 5. einen Berg in Tirol, 6. einen Berg in America, 7. eine Südfrucht, 8. einen Fisch, 9. ein Werkzeug, 10. einen römischen Vornamen, 11. ein kleines Raubthier, 12. einen römischen Kaiser, 13. einen von Goethe dichterisch behandelten Namen.

Inhalt: Die Tochter des Commerzienraths. Roman von Ewald August König. (Fortsetzung). — Europa in Wort und Bild. (Mit Illustrationen). — Aus der Welt des Scheins. Briefe einer Schauspielerin. Mit einer Einführung von H. A. Felsch. Illustrationen. — Symphonie von Georg Brunsberger. — Olympia in Berlin. Von H. Mutart. — Im tiefen Keller. (Mit Illustration). — Kleiner. Ein schickliches Stadtbild. Von Carl Hillel. (Schluß). — Wie die Oberschlesier hochzeiten. Von Emil König. — Noch einmal! Gedicht von Wera. — Der Vater Waffel Werschlagin. (Mit Portrait). — Schlesische Chronik. — Für's Haus. — allerlei Heiteres. — Spiele und Denksaufgaben: Schach, Rebus, Räthsel. — Correspondenz.

Verantwortlicher Redacteur Karl Teichner in Breslau. — Druck und Verlag von S. Schottländer in Breslau.

Wortheilungsräthsel von H. Michael.
Getrennt oft Schmerz und Bein uns bringt's,
Bereint in uns'rem Kopf entspringt's.

Auflösungen der Räthselspiele in Nr. 14.
Des Wortbild-Räthfels von R. Reege:

1. Wer sind die, die voller Frieden
Zumeist sich gleichen, wenn verschieden?
(αααααααα αααααα αααααα)
2. Ein Schauspiel für Götter.

Des Kapsel-Räthfels von Paul Ehrlich:

1. Anden, 2. Herder, 3. Atlas, 4. Berlin, 5. Algen, 6. China, 7. Groß, 8. Oder, 9. Hans, 10. Emir, 11. Geyr, 12. Ester.

Der Thüringische Charade von Ed. Stückoldt:

Der Buchsturm bei Jena a/ Saale.

Der kleinen Scherz-Wortbilder von R. Anders:

1. Reißbühl, 2. Nichts und wieder nichts, 3. Revier, 4. Altmann.

Des Königszugs von N. Stabenow:

Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
Und den Du nicht genutzt, den hast Du nicht gelebt.
Und Du auch stehst nie still, der Gleiche bist Du nimmer,
Und wer nicht besser wird, ist schon geworden schlimmer.
Wer einen Tag der Welt nicht nützt, hat ihr geschadet,
Weil er veräumt, wozu ihn Gott mit Kraft begnadet.
Fr. Rückert.

Correspondenz.

M. M. N. R. Eine Anzahl Antikensachen, namentlich die rothen, werden im Verlaufe ihres Versteigerungsprocesses allerdings durch eine glückliche Zufall aus dem Verkauf genommen, und es bleibt etwas von dem schönen Gut in der fertigen Form und. Deshalb sollte rothe Antikensachen zu Versteigerung, Capeten, künstlichen Blumen zum Malen für Kinder etc. nicht verwendet werden.

W. K. M. N. R. Wäblers Sicherheitslampe ist eine entschiedene Verbesserung der George Steinfelsen'schen, denn sie ist so konstruirt, daß sie bei Unvorsichtigkeit schlagen oder zerbrechen sofort erlischt, den Bergmann also mahnt, den gefährlichen Ort zu verlassen.

W. M. R. Sie vergessen, daß das Weinjahr 1884 zu einem der besten seit 50 Jahren gehörte, und daß in dem genannten Jahre um das Doppelte mehr Wein auch besserer Wein produziert wurde als in den Durchschnittsjahren. Das Jahr 1885 ist natürlich jetzt hinter seinen Vorläufer zurückgefallen, doch ist immerhin viel mittelguter Wein geerntet worden.

G. M. I. in A. heim. Das allerdings sehr belustigende Gesellschaftslied (1. Singstimme mit Chor unisono und Clavierbegleitung) von dem zehn Heerlein ist zum Preise von 60 Pfennig von dem Musikverlag Carl Simon in Berlin W. Friedrichstraße, und S. W. Markgrafenstraße 68 durch jede Buch- und Musikalienhandlung zu beziehen.

H. P. in Berlin. Wenn es wahr ist, daß das betreffende Geschäft in Berlin für das Wesen einer Trientz-Zeile mit Berlin — einer Arbeit, die 3 Tage Zeit erfordert — 1 M. 50 Pf. laßt, so sind die unglücklichen weiblichen Wesen, die für solchen billigen Lohn arbeiten müssen, nur zu beklagen.

G. M. N. R. Die dreite Hinderung beispielsweise hoher Wollzölle ist um so weniger gerechtfertigt, als die deutsche Produktion den Bedarf nicht zum hundertsten Theile zu decken vermag. Der hohe Zoll würde also die Verbrauchsartikel des ganzen Volks zum Wesen unserer verhältnismäßig geringfügigen Schafzucht verheuern.

F. König. Die exaltete Ansicht ist nicht richtig: der Zufall von Sankt-Isidore zum fertigen Bier ist im Deutschen Reich, so weit die Kompetenz des Reichsgerichts reicht, allerdings verboten; nur während des Brauprocesses ist ein solcher Zufall gestattet.

Th. in Wien. Wir lehnen mit freudigem Wank ab.

Nina Den in Luitenberg. Auflösung richtig.

G. S. in Wien. Richtig!

G. S. Mehr Selbstkritik!

Druckfehler. In der Nr. 12 sind einige störende Druckfehler stehen geblieben. In dem Gedicht: An meine Mutter, von W. N., muß es heißen:

Wern nicht ich, Mutter zc.

statt: „Wern nicht Dich zc.“

Könnt ich den letzten Seufzer zc.

statt: „Könnt Dich den letzten zc.“

In dem Weihnachts-Illustrationsgedicht von Paul Bähr muß es heißen: Dageim statt „Dageim“.

Die Verfasserin des Arithmogryph auf vorletzter Seite heißt Sofie Schett, nicht „Schott“.

Unregelmäßigkeiten in der Zustellung des „Breslauer Sonntagblatt“ sind umgehend der unterzeichneten Expedition anzuzeigen, welche sofort für Abhilfe Sorge tragen wird.

Expedition des Breslauer Sonntagblatt,
Siebenhufenerstraße 2/3, Breslau.